

Rezensionen zum Thema
,Feminisms Revisited‘

Nina Reusch

Feminismus für Anfängerinnen?

Meredith Haaf/ Susanne Klingner/ Barbara Streidl (2008) *Wir Alphas Mädchen. Warum Feminismus das Leben schöner macht*. Hamburg: Hoffmann und Campe. (Taschenbuchausgabe, 256 S., 7,95 Euro).

Wir Alphas Mädchen, verfasst von den drei Journalistinnen und Bloggerinnen Meredith Haaf, Susanne Klingner und Barbara Streidl, wurde sofort nach Erscheinen 2008 zum Auslöser für heftige Polemiken und einen medial inszenierten Generationenkampf deutscher Feministinnen. Die Autorinnen versuchen, einen den Lebensumständen gebildeter junger Mittelschichtsfrauen entsprechenden Feminismus zu formulieren. Durch ihre Fokussierung auf persönliche Interessen – hier: also Karriere und Männer – trügen sie jedoch, so das Urteil von Alice Schwarzer, zur „Verluderung des Feminismus“ bei. Diese Polemik deutet vor allem auf eines hin: Auf die Angst Schwarzers, vom Thron der öffentlichen Deutungshoheit über ‚den Feminismus‘ gestoßen zu werden. Den zum Teil deutlich neoliberalen und auf jeden Fall milieuspezifischen Ansatz gilt es dennoch kritisch zu durchleuchten. Doch auch auf die Debatte, die um das Buch geführt wurde, soll hier eingegangen werden.

Im Grunde behandelt *Wir Alphas Mädchen* die klassisch feministischen Themen: Gewalt, Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Macht, Selbstbestimmung über den eigenen Körper und die eigene Sexualität sowie die Gestaltung von Liebesbeziehungen. Die Autorinnen untersuchen, wie weit die Emanzipation der Frauen in unserer Gesellschaft tatsächlich gediehen ist und mit welchen Schwierigkeiten junge Frauen aktuell zu kämpfen haben.

Dabei zeichnen sie sich durch einen alltagsnahen Ansatz und eine leicht verständliche Darstellung auch komplexer Themen (wie zum Beispiel der sozialen Konstruktion von Geschlecht) aus. Dies ist die große Stärke des Buches und macht es zu einem guten Einstieg für feministische ‚AnfängerInnen‘. Denn für solche ist *Wir Alphas Mädchen* in erster Linie geschrieben: Für die Frauen, die noch gar keinen Kontakt mit dem Thema hatten oder die von sich selbst sagen: „Ich bin eigentlich keine Feministin, aber...“.

Für Menschen jedoch, die mit feministischen Themen bereits vertraut sind, bietet das Buch wenig Neues. Trotz des Anspruchs der Autorinnen, *den Feminismus ganz neu zu erfinden*, ist ihr Zugang zu sämtlichen Themen des Buches zuvor schon formuliert worden – auch von den Feministinnen der 1970er Jahre, von denen sich die Autorinnen abgrenzen. Diese Abgrenzung ist keine absolute – das Erbe der Zweiten Welle der Frauenbewegung wird durchaus anerkannt. Deutlich ist allerdings das Bedürfnis der Autorinnen nach Eigendefinition. Sie wollen sich nicht von anderen, auch und vielleicht gerade nicht von anderen Feministinnen, definieren und bevormunden lassen. Bedenkt man Schwarzers Polemik, die den Autorinnen ihren Feminismus abspricht, ist diese Forderung durchaus angebracht.

Haaf, Klingner und Streidl kritisieren, dass jegliche Feminismen in der medialen Öffentlichkeit auf die Person Schwarzers reduziert werden. Dabei begehen sie jedoch einen analogen Fehler: In ihrer zum Teil vehementen Abgrenzung gegen *den* '1970er-Jahre-Feminismus' reduzieren sie die vielschichtige Zweite Welle auf die von Schwarzer vertretenen Positionen. Die Frauenbewegung der 1970er Jahre wird als einheitliche Bewegung gezeichnet und der aktuellen Situation gegenübergestellt, in der die wenigen und kaum sichtbaren Feministinnen zersplittert und in Grabenkämpfen gefangen seien. Damit zeichnen die drei Autorinnen von der damaligen wie der heutigen Bewegung ein Bild, dass der Realität nicht standhält: Statt einer einheitlichen Bewegung mit gleichen Zielen und Strategien gab es (schon) immer eine Vielfalt höchst unterschiedlicher und teilweise gegensätzlicher Gruppen und Ansichten – viele Feminismen statt eines Feminismus. Doch die Frauenbewegung hat sich aus den internen Auseinandersetzungen stets weiter entwickelt und ihr kritisches Potential gerade daraus gewonnen. Die Autorinnen wie auch die Feministinnen der älteren Generation, vor allem aber die Medien haben die Debatte um die *Alphamädchen* zu einem großen Generationenkampf zwischen *dem* '1970er-Jahre-Feminismus' und *dem* 'neuen, jungen Feminismus' stilisiert. Doch die in den letzten 40 Jahren entstandenen Feminismen sind zu vielschichtig und zu vielseitig, als dass man sie auf einen an zwei Fronten verlaufenden Generationenkonflikt reduzieren könnte.

Haaf, Klingner und Streidl setzen sich vor allem mit der Diskrepanz zwischen rechtlicher und tatsächlicher, d.h. aus einer alltagstheoretischen Perspektive wahrgenommenen Gleichberechtigung auseinander. Sehr gut beschreiben sie die rhetorische Modernisierung (Angelika Wetterer), die zum Beispiel in der Form auftritt, dass Frauen nach der Geburt ihres ersten Kindes den Beruf aufgeben – aber dies, wie sie selbst betonen, nicht aus Zwang, sondern als freie Entscheidung. Ebenfalls kritisieren die drei Autorinnen den vorherrschenden Individualismus. Dieser führe dazu, dass Frauen (aber auch Männer) strukturell bedingte Misserfolge als persönliches Versagen werten.

Trotz der Kritik an der nur angeblichen Individualität weiblicher und männlicher Biografien denken die Autorinnen jedoch gerade auf struktureller Ebene nicht weit genug. Ihrer Ansicht nach können Frauen das ungleiche System verändern, indem sie bei sich selbst und ihrem Umfeld einen Bewusstseinswandel anstoßen, sich als Feministin bezeichnen und immer laut ihre Meinung verkünden. Dass hinter den geschlechtlichen Ungleichheitsverhältnissen auch ein wirtschaftliches System steht, wird im Grunde nicht thematisiert. Stattdessen bewegen sich die Autorinnen in ihrer Argumentation selbst innerhalb der neoliberalen Logik: Sie plädieren für die Aneignung wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Spitzenpositionen durch Frauen unter anderem mit dem Argument, der Feminismus sei effektiv und gut für Wirtschaft und Demografie, für Männer und überhaupt für die gesamte Gesellschaft. Eine grundlegende Systemkritik, ein Nachdenken über die Verflechtungen von Sexismus, Rassismus, Klassismus und Heteronormativität sucht die Leserin hier vergeblich. Dies passt aber gut zur Feminismus-Definition der Autorinnen, die Feminismus auf das Ziel der Gleichberechtigung der Geschlechter reduziert, ohne einen grundsätzlich eman-

zipatorischen und herrschaftskritischen Anspruch zu formulieren. Ebenso wenig findet sich eine Auseinandersetzung mit dem vereinnahmenden feministischen ‚Wir‘, das von Haaf, Klingner und Streidl, die aus der gebildeten Mittelschicht stammen und nach eigener Absichtserklärung für Frauen aus ebendieser Schicht schreiben, ausgiebig gebraucht wird. Der Anspruch, eine ganze Generation junger Feministinnen zu repräsentieren, ruft Unbehagen hervor (im Übrigen auch bei der Autorin dieser Rezension, die aus demselben Milieu stammt, sich aber zu großen Teilen in ihren eigenen Positionen nicht repräsentiert fühlt).

Trotz dieser blinden Flecken ist *Wir Alphamädchen* eine lesenswerte Einführung in die feministische Thematik im 21. Jahrhundert und dazu geeignet, ein feministisches Bewusstsein und eine feministisch basierte (Selbst-)Reflexion in der Leserin zu wecken.

Lina Wiemer

Feminismus ist super, nicht sexy!

Sonja Eismann (2007) Hg. *Hot Topic. Popfeminismus heute*. Mainz: Ventil Verlag. (304 S., 14,90 Euro).

Feminismus und feministische Bewegungen waren und sind immer aktuell, erfahren aber selten eine dementsprechende öffentliche Präsenz. Meist tragen nur die sich als grün- oder linkspolitisch verstehenden Zeitungen, Organisationen, Parteien u.a. dazu bei, Feminismus zum positiven Thema zu machen. So auch der 2007 erschienene Sammelband *Hot Topic. Popfeminismus heute*. Die Herausgeberin Sonja Eismann, die auch zu den Gründerinnen des im Oktober 2008 erschienenen *Missy Magazine* gehört, prägte den Begriff ‚Popfeminismus‘. Sie hat es sich zur Aufgabe gemacht, Popkultur und Feminismus zusammen zu denken. Unter Popfeminismus versteht sie die Kritik von Popkultur mit einem feministischen Instrumentarium. Die bewusst vage Beschreibung kann einerseits dazu führen, Feminismus nur oberflächlich zu behandeln. Andererseits ist es mit einer offeneren Definition besser möglich, ein breiteres Publikum anzusprechen. Ein kritisches Hinschauen ist hier also unausweichlich. Denn unter dem Label ‚Feminismus‘ können sich ebenso gut feministische wie antifeministische Standpunkte verbergen.

Aber zurück zum Sammelband. Die Herausgeberin knüpft mit *Hot Topic* an die Forderungen der 1960er und 1970er Jahre an. Denn ihrer Meinung nach ist Feminismus weder überholt, noch seien Frauen in jeder Hinsicht gleichgestellt. Es gäbe noch genügend ‚hot topics‘, über die es zu berichten gelte. Das Fortsetzen und gleichzeitige Weiterdenken ‚alter‘ feministischer Ziele ist Eismann wichtig. Ihr Anspruch an *Hot Topic* war, einen Querschnitt durch die unterschiedlichen Lebensrealitäten popkulturell sozialisierter Frauen zu präsentieren. So sind Aufsätze zu Themen wie Queerness, Schönheitsnormen, Homophobie und Indie-Mutterschaft ebenso vertreten wie Beiträge zu vermeintlich ‚alten‘ The-

men wie Abtreibung und Verhütung. Die Auseinandersetzung auch mit diesen ‚alten‘ Themen ist nicht nur ein Zeichen der Solidarität, sondern weist auch darauf hin, dass es gerade bei Abtreibung und Verhütung noch immer ungelöste Probleme gibt. Als Beispiele können hier Julia Roths Aufsatz „Frauenkörper – Männersache. Ein feministischer Blick auf Verhütungspraktiken“ und Sarah Diehls Kommentar „Auch das gehört dazu. Der Schwangerschaftsabbruch: das vernachlässigte Thema“ genannt werden.

Diese Vielfalt zeichnet den Sammelband aus, denn die Autorinnen solidarisieren sich so mit dem Feminismus der zweiten Welle, bringen aber auch gleichzeitig eigene Ideen ein und formulieren neue Ziele. Erwähnenswert ist hier ebenso, dass die Autorinnen weniger für Protest in Form von Straßendemonstrationen, sondern für neue Aktionsformen wie beispielsweise die Vernetzung im Internet plädieren. Und genau diese Solidarität, verbunden mit dem gleichzeitigen Formulieren neuer Forderungen, hebt den Sammelband ab vom oft medial inszenierten Generationenstreit zwischen Feministinnen im deutschsprachigen Raum. Gehören alle Beteiligten einer gebildeten, wenn nicht gar elitär und homogen anmutenden, aber gleichzeitig auch oft in prekären Verhältnissen lebenden Schicht an, so zeichnet sich der Sammelband dennoch durch eine hohe Vielschichtigkeit aus. Auffällig ist, dass einige Aufsätze sich weniger aufgrund ihrer Wissenschaftlichkeit, sondern stärker durch ihre autobiografische Züge auszeichnen. So auch der Beitrag „Ich habe abgetrieben! Weil Biologie kein Schicksal ist“ von Christiane Erharter. Ihr Beitrag erweckt den Eindruck direkt aus dem Tagebuch der Autorin zu stammen. Man fühlt sich unweigerlich an die Forderung ‚das Private ist politisch‘ erinnert, die nach dem Lesen der Anthologie wieder ins Gedächtnis gerufen wird und die heute, wie in den 1970er Jahren, nichts an politischer Brisanz eingebüßt hat.

Die insgesamt 28 Aufsätze mit den abschließenden Comics stellen weder einen Spartenfeminismus zur Schau noch handeln die Themen oberflächlich von feministischen Einstellungen und Lebensweisen. Im Gegenteil: Es wird gezeigt, wie vielfältig feministische Ideen sind und wie sie durch eigenes Engagement erweitert werden können. So leistet dieser Sammelband einen Beitrag, den in einigen Medien oft negativ assoziierten Begriff ‚Feminismus‘ auch außerhalb der Gender Studies positiver wahrzunehmen ohne ihn sexy zu vermarkten. So macht *Hot Topic. Popfeminismus heute* eines deutlich: Feminismus muss nicht sexy verkauft werden, um super zu sein!

Anna Leyrer

Fragen statt Plädoyers, Standpunkte statt Identitäten

Anne Lenz/ Laura Paetau (2009) *Feminismen und „Neue Politische Generation“*. Münster: Westfälisches Dampfboot (151 S., 19,90 Euro).

„Fragen statt Plädoyers“, so überschreiben Anne Lenz und Laura Paetau ihre Einleitung zu *Feminismen und „Neue Politische Generation“*: Fragen nach der Politisierung von Geschlechterverhältnissen statt Plädoyers für „durchsetzungsstarke Individualistinnen“(10) à la Alpha-Mädchen. Was bedeutet es heute, was kann es bedeuten, sich als FeministIn zu bezeichnen? Wie sehen feministische Strategien und Praxen aus?

Die Autorinnen, beide Politikwissenschaftlerinnen, stellen zunächst ein Defizit feministischer politischer Theorie fest, die den vielfältigen feministischen Aktivismus kaum wahrnehme. Lenz und Paetau wollen dagegen zwischen Theorie und Praxis die Waage halten: Einem theoretischen Überblick von den Strategien der Frauenbewegung bis zu den „Feminismen im postmodernen Diskurs“ schließen sie qualitative Interviews mit feministischen AktivistInnen an. Dieser empirische Teil soll durch eine „exemplarische Typologisierung von Strategien [...] die Möglichkeiten konkreten Handelns aufzeig[en]“(17). Die Arbeit orientiert sich dabei an feministischen Standpunkt-Theorien: Sie nimmt bewusst eine feministische Perspektive ein, macht diesen Standpunkt transparent und reflektiert ihn. Die Auswahl der InterviewpartnerInnen erfolgt dementsprechend über deren Selbstbezeichnung als „feministisch“ bzw. über deren Organisation in „Gruppen“, die sich mit der Kategorie Geschlecht als Unterdrückungsmechanismus befassen und Feminismus als Herrschaftskritik verstehen.

Zehn „teilstrukturierte, Leitfaden-gestützte“(25) Interviews mit AktivistInnen der Berliner Szene wurden geführt, drei davon einzeln ausgewertet, worauf eine gemeinsame Auswertung aller Interviews im Pool folgte. Während das Auswertungsdesign, das sich an der Grounded Theory nach Glaser/ Strauss orientiert (27 f), ausführlich beschrieben wird, fehlen andere grundlegende Angaben leider. Vor allem nehmen die Autorinnen keine kontextuelle Einordnung der Interviews vor. Die InterviewpartnerInnen beziehen sich häufig auf eine (links-feministische) Szene, in der sie sich verorten – wie groß ist diese ‚Szene‘ und welche Rolle nehmen die Gruppen, in denen die AktivistInnen engagiert sind, ein? Ist der akademische Hintergrund der AktivistInnen ein durchgängiges Kennzeichen dieser Szene? Ist diese ‚Szene‘ eine Besonderheit Berlins, gibt es dort mehr ‚radikale‘ Gruppen als in anderen (deutschen Groß-) Städten?

So zutreffend auch die Beobachtung der Autorinnen ist, dass Theorie und Praxis in der feministischen Politikwissenschaft in unausgeglichem Verhältnis stehen, so wenig wird diese Erkenntnis in der vorliegenden Studie umgesetzt: Leider wird das theoretische ‚Erbe der Frauenbewegung‘ mit der qualitativen Erhebung eher sporadisch in Verbindung gesetzt und schon in der

Kapitelgliederung stark getrennt. Insgesamt fällt der spannende empirische Teil auf Kosten des theoretischen eher kurz aus.

Im Theorieteil bleibt zudem unklar, welche analytischen Vorteile das Einführen des Begriffs der „Neuen Politischen Generation“ hat, der aus einer kritischen Diskussion sozialwissenschaftlicher Bewegungsforschung heraus entwickelt wird. Einerseits soll zwar eine gewisse Nähe zu sog. „Neuen Sozialen Bewegungen“ hergestellt werden, nämlich ein Bezug auf die dezentrale und netzwerkartige Organisationsform, die als das Neue dieser sozialen Bewegungen oft betont wird. Andererseits soll gerade vom Begriff der Bewegung Abstand genommen werden, weil eine „Frauenbewegung als Soziale Bewegung nicht mehr sichtbar“(31) sei. Statt einer einheitlichen Bewegung gebe es eben viele verschiedene Organisationsformen von feministischem Aktivismus. Das „neu“ in „Neue Politische Generation“ betone solche Pluralität (41). Abgesehen von dieser Herleitung aus der Bewegungsforschung erfolgt aber keine Begründung der Wahl von „Neuer politischer Generation“. Letztlich soll der Begriff vor allem den Vergleich zur Frauenbewegung der 1970er Jahre möglich machen, indem er „alt“ und „neu“ gegenüberstellt (138). Braucht es für dieses Programm wirklich einen Begriff „Neue Politische Generation“? Schließlich fragen sich die Autorinnen am Ende selbst: „Was genau haben wir eigentlich erforscht?“ (139). Sie relativieren den Terminus dann zusätzlich, indem sie feststellen, dass mit ihrer kleinen empirischen Stichprobe nicht belegbar sei, ob man von einer „Neuen Politischen Generation“ sprechen könne.

Auch wenn sich die befragten AktivistInnen wohl nicht als eine „Neue Politische Generation“ erfassen lassen, ergeben sich in den geführten Interviews doch einige grundlegende Gemeinsamkeiten. Diese beginnen schon beim mehrheitlich akademischen Hintergrund der InterviewpartnerInnen, der andere gemeinsame Merkmale oder Interessen nicht unwesentlich beeinflussen dürfte. Fast alle Befragten betonen die theoretische Reflexion von politischer Praxis, auch wenn (oder gerade weil) sie ein aktives Verständnis von Politik artikulieren. Fast alle setzen sich kritisch mit dem Begriff „Feminismus“ auseinander. In diesem Rahmen werden vor allem „Identitäten“, „Normierungen“ und „Zuschreibungen“ thematisiert.

Gerade die Frage nach Identitätspolitik ergibt sich als ein breit problematisiertes Thema. Zwar scheint für feministische politische Organisation häufig die „Betroffenheit als Frau“(128) ausschlaggebend, andererseits gibt es ein hohes Bewusstsein für den ausschließenden Mechanismus von Gruppen, die sich über den gemeinsamen Bezug auf eine „Identität“ konstituieren. Teilweise wird für strategische, temporäre Bezüge auf „Identitäten“ plädiert. Mit Bezug auf intersektionale Ansätze wird als Ausweg aber auch eine Gruppierung um Inhalte statt um „Identitäten“ versucht: „Feministische Organisation kann dann viele unterschiedliche Inhalte berücksichtigen, Formen annehmen, an unterschiedlichen Orten stattfinden und von unterschiedlichen Subjekten ausgehen“(141), schreiben die Autorinnen in ihrem Fazit. Für das Erfassen solcher Organisation sei dann aber eine Untersuchung „feministischer Politik“ zu eng gefasst. Stattdessen müsste eher nach der feministischen Wirkung von Politik

gefragt werden, d.h. nicht von der Intention, sondern vom Ergebnis her gedacht werden. Das Ziel wäre, „politische Interventionen dann als feministisch zu verstehen, wenn sie in ihrem Effekt Geschlechterverhältnisse politisieren“(140). Am Ende stehen also wieder Fragen statt Plädoyers: „von der Frage nach dem *Wie* sich feministische Praxis konstituiert, zu der Frage nach dem *Wann* eine (politische) Praxis feministisch ist“(142).

Den Anspruch, ein „Handbuch zu feministischer politischer Organisation“ (9) zu sein, löst das Buch damit nicht ein. Es bietet keine Anleitung zu konkretem Aktiv-Werden, dafür aber ein Beispiel dafür, wie feministische Praxis an theoretische Diskurse rückgebunden werden kann. So lässt sich das Buch vielleicht doch als Plädoyer verstehen: für eine stärkere theoretische Wahrnehmung feministischer Praxis, eine „praxisoffenere“ Theorie.

Liane Muth

FrauenMännerGeschlechterforschung – ein High-End-Artikel

Brigitte Aulenbacher/ Mechthild Bereswill/ Martina Löw/ Michael Meuser/ Gabriele Mordt/ Reinhild Schäfer/ Sylka Scholz (2006) Hg. *FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art. Forum Frauen- und Geschlechterforschung, Schriftenreihe der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Band 19, 2. Auflage 2009. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot* (349 S., 29,90 Euro).

Dieses Buch, das auf die Jahrestagung der Sektion „Frauen- und Geschlechterforschung“ in der *Deutschen Gesellschaft für Soziologie* von 2005 zurückgeht, wurde 2007 bereits von Eva Voß in Ausgabe 20 der *Freiburger FrauenStudien* rezensiert. Da der Band 2009 neu und unverändert aufgelegt wurde und nach wie vor ein glänzender „Ausdruck der Ausdifferenzierung und Vielstimmigkeit des Feldes“ (9) ist, soll er hier noch einmal Erwähnung finden und zur Relektüre empfohlen werden. Statt das „Projekt der Bilanzierung“ (Eva Voß) erneut in seiner Gesamtheit zu präsentieren, greife ich aus den insgesamt 28 Beiträgen einen heraus und stelle diesen näher vor.

Ich habe einen Aufsatz von Sünne Andresen ausgewählt, der besonders für das politische Feld der beruflichen Gleichstellung relevant ist. Sein Titel: „Die Analyse feldspezifischen Geschlechter-Wissens als Voraussetzung der Implementierung einer erfolgreichen Gleichstellungspolitik“ (300-310). Sünne Andresen stellt darin die These auf, dass gleichstellungspolitische Maßnahmen, welche die Kritik an und Auflösung von Leitbildern und Denkmustern sowie die Umgestaltung der Institutionen implizieren, an die jeweils betroffenen Zielgruppen angepasst werden müssen. Voraussetzung für Erfolg sei die detaillierte Analyse des jeweils feldspezifischen Geschlechter-Wissens.

Andresen setzt sich damit nach eigenem Bekunden ab von der Gender-Mainstreaming-Definition des *Europarates*. Auf der Webseite der *Europäischen Kommission* heißt es: „Gender-Mainstreaming bedeutet, dass in allen Phasen des politischen Prozesses – Planung, Durchführung, Monitoring und Evaluation – der Geschlechterperspektive Rechnung getragen wird.“ Andresen ist es wichtig zu ergänzen, „dass Politik stets in dem Sinne ‚Geschlechterpolitik‘ ist, als sich *doing gender* Prozesse *permanent* vollziehen“ (300). Mit Bezug auf Ute Behning und Birgit Sauer fordert sie daher, vor der gleichstellungspolitischen Maßnahmengestaltung „die geschlechtsspezifischen Sichtweisen, die im- oder explizit von politischen AkteurInnen in politischen Prozessen vertreten werden, *kritisch zu reflektieren und zu evaluieren*“ (300). Sie geht davon aus, „dass jede Gleichstellungspolitik, wenn sie nicht über die Köpfe der Menschen hinweg handeln, sondern mit deren Einsicht, Zustimmung und Unterstützung arbeiten will, an dem ansetzen muss, was an Voraussetzungen hierzu ‚in‘ den Köpfen vorhanden ist“ (300 f). Diese Voraussetzungen fasst sie mit dem Begriff des „Geschlechter-Wissens“ (301). Geschlechter-Wissen umfasst mehr als Leitbilder und Denkmuster. Der Begriff soll „ermöglichen, die *habituellen Ressourcen* zu ermitteln, die AkteurInnen einsetzen, wenn sie Geschlecht wahrnehmen, konstruieren und praktisch zur Geltung bringen“ (301).

Andresen untersucht Geschlechter-Wissen am Beispiel einer öffentlichen Verwaltung in Berlin. Die zu Beginn leitende Frage lautet, ob die Einführung neuer Managementkonzepte auch Hierarchisierungslinien, die vor der Modernisierung entlang der Geschlechterdifferenz verliefen, überflüssig machen kann. Um dies herauszufinden, wurden qualitative teilbiografische Interviews geführt. Angelehnt an Pierre Bourdieus Feld-Habitus-Konzept betrachtet Andresen das Bezirksamt als ein soziales Feld, das durch das Handeln der AkteurInnen *re/*produziert wird. Vergeschlechtlichung erfolgt in den alltäglichen Handlungen der AkteurInnen, die dieses binäre Strukturierungsprinzip inkorporiert haben, sowie in Gestalt der Verteilung von Männern und Frauen auf unterschiedliche Positionen im Feld, in Form von Bewertungen von Arbeitstätigkeiten usw.

Im Ergebnis zeigt sich, dass ein reflektiertes Wissen darum, dass Geschlecht ein sozialer Differenzierungsfaktor ist, bei den interviewten Leitungskräften kaum nachweisbar ist. Dominant ist ein universalistischer Code. Die meisten glauben, dass in der Organisation „Verwaltung“ alle gleich behandelt werden. Gleichstellungspolitische Aktivitäten werden als Aufgabenbereich der Gleichstellungsbeauftragten externalisiert. Frauen haben dabei eine etwas andere Wahrnehmung: Mit dem „Scharfblick der Ausgeschlossenen“ (305) haben sie eher einen Blick dafür, dass die Verteilung von Männern und Frauen auf die verschiedenen Bereiche innerhalb der Verwaltung nicht zufällig ist.

Eine wichtige Erkenntnis ist, dass die Interviewten eher Ungleichheitsverhältnisse zwischen Ost- und Westdeutschen und zwischen den Herrschenden und den ‚kleinen Leuten‘ benennen. Auffällig ist auch „der universalistische Anspruch des ‚alle sollen gleich behandelt werden‘.“ „Ein Anspruch, der unter Bedingungen von Ungleichheit zu deren Verknennung, Verleugnung und Repro-

duktion führt“ (308). Dennoch muss sich Gleichstellungspolitik mit den Menschen, die diese Auffassung und Haltung haben, verbünden. Sie kann dies tun, indem sie „Geschlecht nicht als einen isolierten Faktor von Ungleichheit herausgreift, sondern immer von der Verwobenheit der Geschlechterverhältnisse mit anderen Herrschafts- und Dominanzverhältnissen ausgeht und dies politisch zu berücksichtigen sucht“ (308).

Diese Erkenntnis hat bereits in der feministischen Theoriebildung der 80er-Jahre Schule gemacht, allerdings nicht in diesem Zusammenhang. Andresen zeigt, dass die Analyse des für jede Person oder Gruppe spezifischen Geschlechter-Wissens sowie der Bedingungen seiner Entstehung gerade für die Gleichstellungspolitik von Bedeutung ist. Ideen, Ansätze, Vorschläge dafür, wie Analyseergebnisse dann konkret in gleichstellungspolitische Maßnahmen eingebracht werden können, liefert sie an dieser Stelle allerdings nicht. Sie verbleibt damit im Rahmen des Gesamtbandes: Der Dialog der Gegensätze wird hier auf einer erkenntnistheoretischen und wissenschaftspolitischen Ebene geführt.

Julia Maisenbacher

Geschlechterverhältnisse in der Arbeitswelt – Stillstand oder Wandel?

Brigitte Aulenbacher/ Angelika Wetterer (2009) Hg. Arbeit – Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot (309 S., 29,90 Euro).

Seit jeher zeichnet sich die Frauen- und Geschlechterforschung durch einen ganzheitlichen Blick auf den Forschungsgegenstand ‚Arbeit‘ aus. Dieser Tradition bleibt auch der vorliegende Sammelband treu. Die Beiträge bestechen durch die Analyse vielfältiger Arbeitsformen wie beispielsweise der Hausarbeit im Beitrag von Brigitte Geissler oder dem ehrenamtlichen Engagement im Beitrag von Petra Krüger. Dabei steht das Wechselverhältnis von Arbeit und Konstituierung von Geschlechterverhältnissen stets im Mittelpunkt. Die Gliederung des Werkes in drei Teile – Forschungsstand, Forschungsfelder und Zeitdiagnosen – ist sinnvoll und plausibel damit begründet, dass die Frauen- und Geschlechterforschung einerseits schon seit Jahren wertvolle Beiträge zur Arbeitsforschung beisteuert, dass es aber andererseits auch ihr Anliegen ist, aktuellen Entwicklungen mit methodischer Vielfalt nachzugehen.

Der ganzheitliche Blick auf den Themenkomplex Arbeit spiegelt sich auch in Beiträgen wider, die sich mit der Qualität von Arbeit bzw. Arbeitsbedingungen auseinandersetzen: Geissler arbeitet in ihrem Beitrag die spezifische Qualität von Haushaltsarbeit und von Arbeitsbedingungen häuslicher DienstleisterInnen heraus. Für die Kategorie Haushaltsarbeit zähle nicht nur das Kriterium des Arbeitsortes, sondern die Verknüpfung von technisch-instrumentellen und kommunikativen Fähigkeiten. Der Beitrag von Hildegard Maria Nickel unter-

sucht die qualitative Transformation von Arbeit in Form von Subjektivierung und Vermarktlichung hinsichtlich des Potenzials geschlechterdemokratischen Wandels mittels betrieblicher Personalpolitik, denn diese Transformation habe zur Folge, dass die Kategorie Geschlecht nicht mehr *per se* über Stellung und Berufsfeld entscheide. Stattdessen werde die individuelle Aushandlung vor Ort bedeutender. In ihrem systemtheoretisch ausgerichteten Beitrag zeigen Annette Henninger und Christine Wimbauer, wie sich die widersprüchlich erscheinenden Kategorien Liebe und Arbeit analytisch verbinden lassen, da sie semantisch gesehen beide mit Selbstverwirklichungs- und Subjektivierungsprozessen heutiger Arbeitsprozesse zusammenhängen und mit den damit einhergehenden Geschlechterverhältnissen unweigerlich verknüpft sind. Hierbei diagnostizieren sie mit Wetterer (2003) eine lediglich rhetorische Modernisierung der Geschlechterverhältnisse, da diskursive Selbstverwirklichungsversprechen keine Entsprechung in der Empirie fänden.

Die theoretischen Beiträge des Sammelwerks geben nicht nur eine gute Übersicht über den Stand der Forschung, sondern zeigen auch Schwachstellen bestehender Studien auf und liefern damit Anreize für zukünftige empirische Forschung. Regina Becker-Schmidt plädiert beispielsweise für mehr ländervergleichende empirische Forschung, um das arbeitsmarktpolitische Beeinflussungspotenzial auf Geschlechterverhältnisse offenzulegen. Angelika Wetterer warnt davor, dass sozialkonstruktivistische Ansätze – „Doing gender while doing work“ (51) – zu einer mikrosoziologisch verengten Perspektive führen und schlägt daher eine Fokussierung von Mehr-Ebenen-Analysen in der empirischen Forschung vor. Johanna Hofbauer und Ursula Holtgrewe zeigen, dass eine geschlechtertheoretische Leerstelle in der Organisationssoziologie besteht und fordern daher einen Dialog zwischen beiden Forschungsrichtungen. Hierfür schlagen sie die Ausarbeitung von Bourdieus handlungstheoretischem Ansatz für Organisationen vor. Susanne Völker nimmt in ihrem Beitrag eine geschlechtersoziologische Perspektive auf die Prekarisierungsforschung ein. Dabei spricht sie sich gegen eine einseitige Fokussierung von Klassifikationen aus und plädiert für einen Ansatz der praktischen Intersektionalität, der die Produktion des Sozialen im Alltag untersucht.

Auch die empirischen Beiträge geben den aktuellen Stand verschiedener Forschungsfelder wieder und fokussieren dabei den Wandel bzw. die Konstanz der Geschlechterverhältnisse. So referiert Sylka Scholz den aktuellen Stand der empirischen Männlichkeitsforschung hinsichtlich der Transformation der Arbeitsgesellschaft und fragt, ob diese zu einer Krise der Männlichkeit geführt habe. Immer mehr Männer – vor allem in prekarierten Arbeitsverhältnissen – seien unfreiwillig kinderlos. Es finde jedoch eine pragmatische Modernisierung statt durch das Auftauchen neuer Modelle von Männlichkeit, die Erwerbs- und Familienarbeit verbinden. Ilse Lenz untersucht, inwiefern sich die Konstituierung von Geschlecht durch Globalisierung verändert hat. Sie beleuchtet dies anhand der Geschlechterverhältnisse in internationalen Unternehmen und

zeigt auf, wie in der Interaktion auf lokaler Ebene Neuerungen und Wandel von Geschlechterverhältnissen durch die Aushandlung vor Ort stattfinden.

Das Sammelwerk zeichnet sich aber auch durch die Vorstellung eigener aktueller empirischer Studien aus, welche die Veränderung oder Fortsetzung von asymmetrischen Geschlechterverhältnissen in verschiedenen Bereichen fokussieren. Clarissa Rudolph untersucht in ihrem Beitrag empirisch, inwiefern Arbeitslosigkeit in der momentanen aktivierenden Arbeitsmarktpolitik in Folge der Hartz-IV-Gesetzgebung mit tradierten Geschlechterstereotypen einhergeht. Beispielsweise fördere das Konstrukt der Bedarfsgemeinschaft das Ernährer-Modell. Trotz formaler Gleichbehandlung werde hier folglich eine Retraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse von Arbeitslosen unterstützt. Edelgard Kutzner, Heike Jacobsen und Monika Goldmann untersuchen den empirischen Wandel von Geschlechterarrangements im Dienstleistungssektor speziell im KundInnenkontakt. Sie vertreten die These, dass die Geschlechterverhältnisse im Dienstleistungssektor flexibler geworden seien. Es lasse sich kein genereller Trend zur Gleichstellung diagnostizieren, aber eine „gewisse Offenheit“ (170). Beispielsweise seien Angleichungen in gering bezahlten Bereichen der Callcenter und des Einzelhandels zu beobachten. Krüger stellt ihre qualitative empirische Forschungsarbeit zu Geschlechterverhältnissen und ehrenamtlichem Engagement anhand drei ausgewählter Organisationen vor. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass Geschlechterstereotypen weiterhin die Praxis des ehrenamtlichen Engagements bestimmen. Zwar würden Frauen zunehmend in männerdominierte Bereiche wie beispielsweise das *Technische Hilfswerk* inkludiert, ein umgekehrter Trend sei aber nicht zu beobachten.

Die Erkenntnis, dass sich hinsichtlich der Geschlechterdifferenzierung in der Arbeitswelt vieles verändert hat, zieht sich wie ein roter Faden durch den Sammelband. Ungleichheit entwickelt sich heute zumindest in gewissen Arbeitsbereichen kontextabhängiger und entlang oder im Zusammenhang mit anderen Kategorien, so der Tenor des Buches. Brigitte Aulenbacher und Birgit Riegraf kommen in ihrem Beitrag zu dem Schluss, dass Bildungsexpansion und Gleichstellungsrhetorik die Situation hochqualifizierter Mittelschichtsfrauen zwar verbessert haben, die zuvor von diesen Frauen geleistete Hausarbeit nun aber vermehrt von Frauen mit Migrationshintergrund geleistet werde. Geschlechtliche Arbeitsmarktsegregation ist folglich mehr „klassenvermittelt“ (133). Karin Gottschall plädiert daher für eine tiefer gehende Erforschung des Verhältnisses von *class* und *gender*. Die Herausgeberinnen haben den Anspruch, den Beitrag der Frauen- und Geschlechterforschung zur Arbeitsforschung zu verdeutlichen und deren Sozial- und Zeitdiagnostik zur Aufmerksamkeit zu verhelfen. Erstes ist mit dem vorliegenden Band sicherlich gelungen. Es bleibt auf die Realisierung des Letzteren und somit auf eine breite Rezeption zu hoffen.

Irmtraud Hnilica

Auf den Schultern einer Riesin: Zur Neuauflage von Iris von Rotens Streitschrift fünfzig Jahre nach der Erstveröffentlichung

Iris von Roten (1996) Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau [1958]. Bern: eFeF-Verlag (600 S., 24,30 Euro).

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Rezensionen stellen in aller Regel Neuerscheinungen aus dem Interessensbereich der Geschlechterforschung vor. Der vorliegende Text macht da, indem er sich mit Iris von Rotens vor gut einem halben Jahrhundert in der Schweiz erschienener feministischer Streitschrift *Frauen im Laufgitter* befasst, eine Ausnahme. Ende der fünfziger Jahre war der Band zunächst ein Beitrag zur Schweizer Diskussion um das Frauenstimmrecht. Über diese spezifische historisch-politische Verankerung hinaus sorgte *Frauen im Laufgitter* aber im deutschsprachigen Raum für Furore wie kein anderes feministisches Manifest. Eine Ikone wie Simone de Beauvoir wurde Iris von Roten, die 1917 in Basel geboren wurde und 1990 ihrem Leben ein Ende setzte, jedoch nicht. Sie war und blieb Außenseiterin der Frauenbewegung: Selbst in den Augen von Feministinnen gingen die Forderungen der promovierten Juristin vielfach zu weit.

Ihre Hoffnung auf Veränderung setzte Iris von Roten in eine junge, noch unbelastete Generation. „Hier ist das Buch, das ich mit zwanzig Jahren gerne gelesen hätte, aber nicht fand“, heißt es im Vorwort (5). Auch heute möchte man die Lektüre jedem jungen Menschen ans Herz legen; sind die fünf Bereiche, denen von Roten je ein umfangreiches Kapitel widmet, doch jene, in denen sich Geschlechterungleichheit nach wie vor mehr als anderswo manifestiert: weibliche Berufstätigkeit, Liebe, Mutterschaft, Haushalt und politische Teilhabe.

Die Diagnose zu dem Feld, das heute unter dem Schlagwort ‚Vereinbarkeit‘ verhandelt wird, stellt von Roten in dem für sie typischen pointiert-ironischen Tonfall:

Vermeintlich sollen der ‚Frau von heute‘ weite Gebiete offenstehen, sie soll (...) in jedem Beruf und jeder Stellung tätig sein. Auch die angesehensten und einkömmlichsten Posten seien der tüchtigen Frau nicht verschlossen. Seien solche von Frauen noch nicht bekleidet worden, so nur deshalb, weil noch keine Frau geruht habe, hinaufzusteigen und den Platz einzunehmen, den ihr anzubieten der fortschrittliche Mann sich beeile. (...) Auf den Mann zu warten, zu heiraten, um versorgt zu sein, sei der Frau von heute unbekannt. Sie heirate aus lauter Liebe, wann und wen sie wolle, worauf sie das Kunststück fertigbringe, Beruf, Haushalt und Mutterschaft zu vereinigen. (...) Der modernen Frau zur Seite stehe der fortschrittliche Mann, erfüllt von bewunderndem Staunen ob dem stolzen Schwan, der aus dem häßlichen Entlein geworden. (17)

Dass eine solche „beschwingte, moderne Verbindung von Beruf und Ehe (...) eine Fata Morgana [ist]“ (18), zeigt von Roten für die 1950er Jahre auf. Das klingt ein halbes Jahrhundert später in Iris Radischs Buch *Die Schule der Frauen* (1996) weniger ironisch und mehr elegisch, doch inhaltlich hat sich wenig geändert. Abgesehen von der Überforderung, die sich individuell einstellt, wenn deutlich wird, dass es, wie Radisch insistiert, weniger zu ‚vereinbaren‘ und mehr zu addieren gibt (nämlich Arbeit mit Arbeit), erinnert der jährlich begangene *Equal Pay Day* daran, dass gleicher Lohn für gleiche Arbeit noch lange nicht realisiert ist. Auch diese Diagnose von Rotens ist also noch aktuell: „Das kümmerliche Einkommen der Frauen ist nicht nur Ausdruck einer Zurücksetzung der Frauen auf die schlecht bezahlte Arbeit, sondern auch der (...) geringeren Bezahlung gleicher und gleichwertiger Frauenleistung“ (18). Nicht wenige Frauen ziehen sich aus einem Arbeitsmarkt, der sich für sie nicht lohnt, zurück. Kommt das erste Kind, scheint es auf der Hand zu liegen, dass die Frau daheim bleibt: Schließlich ist ihr Einkommen niedriger. Auch heute noch ist die „scheinbar rein persönliche Abmachung mit dem Ehemann, daß die Frau auf der Grundlage einer internen Gleichberechtigung gewissermaßen freiwillig die Haus- und Aufzuchtarbeit übernimmt“ (23), eine der Lügen, an die auch viele der betroffenen Hausfrauen und Mütter selbst gerne glauben.

Bei ihrer Untersuchung der Berufstätigkeit von Frauen verweist von Roten darauf, dass eine große Zahl der erwerbstätigen Frauen in „Mädchen-, Töchter-, Frauen-, Fräulein-, Damenberufen“ (27) tätig ist, also als Krankenschwester, Putzfrau, Kindermädchen, Empfangsdame und ähnliches; Berufsbezeichnungen, die ausdrücken, dass schon die weibliche Geschlechtszugehörigkeit selbst für sie qualifiziert. Heute wären weitere ‚typische‘ Frauenberufe hinzuzufügen, die generell mit weiblicher Endung gedacht werden: Dazu gehören allerlei Gehilfinnen, etwa die Arzthelferinnen oder Rechtsanwaltsgehilfinnen. Die Frage, die von Roten aufwirft, gilt auch hier: „Geht es nun an, [solche Berufstätigkeit] als Ausdruck einer modernen Selbstverständlichkeit weiblicher Erwerbstätigkeit zu werten?“ (27) Es geht natürlich nicht an. Denn bei vielen von Frauen verübten Tätigkeiten handelt es sich um „jene Arbeiten, die (...) übrigbleiben, nachdem die interessanteren oder lohnenderen Dauerbeschäftigungen herausgepickt worden sind. Je unbegehrter eine Tätigkeit, umso ‚echt-weiblicher‘ wird sie“ (99). Dagegen, stellt von Roten mitleidlos fest, hilft den Frauen nur eins: „berufliche[r] Ehrgeiz grossen Stils“ (217).

Auch in der Liebe wollte von Roten alles, nämlich „das Höchstmass von Genuss beim Geschlechtsakt“ (256). Liebe und Mutterschaft dachte sie in unmittelbarer Verknüpfung, wie es vor der Einführung oraler Kontrazeptiva kaum anders sein konnte. Die spezifische Form dieser Koppelung aber, die von Roten entwirft, ist so originell wie ungeheuerlich: Es entspräche der Sexualität der Frau, „von jedem Mann, den sie leidenschaftlich liebt, ein Kind zu bekommen, aber nur selten mehrere. (...) Der Anspruch der Frau geht (...) also buchstäblich auf ‚freie Liebe‘“ (225). Die bürgerliche Ehe ist damit nicht das Modell der Wahl, denn als Preis für die wirtschaftliche Versorgung ergibt sich in der Ehe die „Reservation der weiblichen Geschlechtsorgane für den Ehemann“ (291). Ganz Juristin, entwickelte von Roten einen Entwurf, der die gesellschaftliche

Voraussetzung erotischer Erfüllung sein, der „volle ‚freie Liebe‘ als anerkannte Institution“ (255) etablieren sollte. Es handelt sich um die Idee einer Art Versicherung zur Deckung der Kosten, die Müttern entstehen: Anonym zahlen alle Männer für alle Kinder (schließlich gilt ohnehin *pater semper incertus*). Damit ist der Frau sowohl Versorgung als auch sexuelle Freiheit möglich. Gerechtfertigt werden solche Privilegien durch die Überlegenheit der Frau, die von Roten biologisch begründet: „Mit Schwangerschaft, Niederkunft und Nähren eines kleinen Kindes haben die Frauen (...) einen Vorsprung an Erlebnis- und damit Erkenntnismöglichkeiten, sind sie ebenbürtigen Männern überlegen“ (332). In diesem zentralen Punkt mag von Rotens Schrift aus Sicht der Gender Studies irritieren: Sie interessiert sich ganz zentral für die Belange von Müttern, ja, scheint implizit davon auszugehen, dass die Frage der Frauen ganz wesentlich eine der Mütter und Ehefrauen sei. Wenn von Roten auch vieles in Frage stellt, die Frau, um die es ihr geht und an die sie sich vor allem wendet, ist heterosexuell und (zumindest potentiell) Mutter. Hier lässt sich von einem heteronormativen Liebesbegriff sprechen, der aber immerhin einem Vorurteil entgegenwirken kann, wie es zuletzt Iris Radisch 1996 in ihrem Buch *Die Schule der Frauen* formulierte: Der Feminismus habe für die Mütterfrage nie ein Herz gehabt, sondern sei stets davon ausgegangen, dass ein erfülltes und emanzipiertes Frauenleben ein kinderloses zu sein hat.

Bei aller Radikalität, die gelegentlich zu analytischen Unschärfen führt, bleibt von Roten an anderen Stellen ganz erstaunlich differenziert. Wie sie Männlichkeit etwa als einen Mechanismus beschreibt und dabei von individuellen Männern absieht, präfiguriert elaborierte theoretische Positionen anti-essentialistischer Geschlechtlichkeit, wie sie Judith Butler erst deutlich später entwickelt. Geschlechterforschung wie Frauenbewegung stehen auf den Schultern von Riesinnen. Dass Iris von Roten eine der größten unter ihnen ist, belegt *Frauen im Laufgitter*.

Rezensionen zum Thema
,Dimensionen von Gender Studies'

Antonia Ingelfinger

Auf der Suche nach dem Ausdruck weiblichen Begehrens jenseits des kulturellen Imaginären

Miriam Strube (2009) *Subjekte des Begehrens. Zur sexuellen Selbstbestimmung der Frau in Literatur, Musik und visueller Kultur*. Bielefeld: transcript Verlag (240 S., 24,80 Euro).

I'm a one hour mama
So no one minute papa
Ain't the kind of man for me (Ida Cox: *One hour mama*)

Excuse me, sir?
Over by the stall
Um, wrong bathroom
Mens room's down the hall (Tribe 8: *Wrong bathroom*)

Anhand zweier literarischer Texte, einer Auswahl von Musiktiteln und zweier amerikanischer Fernsehfortsetzungsformate ist die Amerikanistin Miriam Strube in ihrer Dissertation der Formulierung weiblichen Begehrens auf der Spur. Dabei analysiert sie Artefakte von Frauen aus einem Entstehungszeitraum vom Ende des 19. Jahrhunderts bis heute, in denen selbstbestimmte weibliche Sexualität explizit thematisiert und ausgedrückt wird. Um deren Radikalität und die Auswirkungen auf das kulturelle Imaginäre (den Pool dominanter kultureller Bilder und Repräsentationen, Symbole und Metaphern) einschätzen und aufzeigen zu können, situiert Strube die Analysebeispiele sowohl zeitlich als auch räumlich und vergleicht sie untereinander im Hinblick auf einen etwaigen ‚Fortschritt‘ im Bereich der Ausdrucksmöglichkeiten.

Um das sexuelle Selbstbewusstsein von Frauen fassen zu können, stützt Strube sich einerseits auf Michail Bachtins Kulturtheorie, in der er zentripetale, zur Deutungseinheit tendierende Kräfte und zentrifugale, zum Pluralismus und zur Ambivalenz neigende Kräfte, im Widerstreit beschreibt. Die vereinheitlichenden Kräfte finden sich vor allem im kulturellen Imaginären, während in Kunstwerken, die über dieses hinausgehen, zentrifugale Kräfte wirken. Weitere Schlüsselbegriffe in Bachtins Werk und für Strubes Studie sind Dialogizität, Polyphonie sowie Karneval und Körper, sind dies doch Termini für dynamische Textstrukturen und subversive Strategien gegen vereinheitlichende Tendenzen der hegemonialen Kultur. Andererseits bedient sich Strube für ihre Text- und Medienanalyse des aus der feministischen Philosophie stammenden Konzepts der relationalen Autonomie, das im Gegensatz zu älteren Autonomiekonzepten das Subjekt nicht losgelöst von anderen, sondern eingebettet in und konstituiert durch sein Umfeld versteht. Anhand dieses Konzeptes soll eine graduelle Selbstbestimmung ohne naiven Subjektbegriff fassbar werden, wobei der in älteren Autonomiebegriffen dominierenden Vernunft weitere selbstbestimmende Faktoren wie Erinnerung, Imagination oder emotionale Dispositionen an die Seite

gestellt werden. Strube betont hier vor allem die Imagination, da diese einerseits dazu diene, Wissen über sich selbst zu erlangen, andererseits aber auch zur Befriedigung des eigenen Begehrens ver helfe. Die Imagination vermittelt demnach zwischen Körper, Sinnen und Verstand, was sie zu einem wichtigen Faktor im Bereich des Sexuellen macht. Mit dem Ansatz der relationalen Autonomie grenzt Strube sich von radikalkonstruktivistischen Gendertheorien ab, die ihr für ihre Analyse unbrauchbar erscheinen, ist sexuelle Selbstbestimmung doch mit der Vorstellung von einem souveränen Subjekt verbunden. Diese Souveränität wird jedoch, wie bereits erwähnt, von vielen Faktoren eingeschränkt, so dass nur ein kleiner Spielraum bleibt, der allerdings mit Hilfe dieses Konzeptes beschrieben werden kann.

Damit die Abweichungen in den vorgestellten Artefakten von dominanten Bildern und Stereotypen des kulturellen Imaginären sichtbar werden, stellt Strube der Analyse der Kunstäußerungen einige gängige Stereotype von Weiblichkeit innerhalb der nordamerikanischen Kultur voran wie die viktorianische Vorstellung von der *true woman*, des sich aufopfernden Luxusgeschöpf s ohne eigener Libido oder die Idealisierung von weiblicher Sexualität (Heilige) und ihrem Gegenteil (Hure). Strube macht deutlich, dass sich die Vorstellungen zwar im Laufe der Zeit verändern, im Kern jedoch gleich bleiben.

In Kate Chopins *The Awakening* (1899) und Toni Morrisons *Sula* (1973) weist Strube ein Aufbegehren gegen Stereotype von Weiblichkeit hinsichtlich ihrer Sexualität (*true woman* und *oversexed black woman*) und der Darstellung eines freieren, komplexeren und widersprüchlicheren Umgangs mit Sexualität nach. In den musikalischen Beispielen arbeitet sie vor allem Aneignungs- und Resignifikationsstrategien heraus, anhand derer stereotypes männliches Darstellungsverhalten und sogar Textfragmente übernommen und ironisiert werden. So z.B. die deftige Sprache und die direkte Formulierung sexueller Wünsche bei den Bluesfrauen der 1920er Jahre (vgl. Eingangszitat von Ida Cox) oder in der Popmusik von Madonna, die mit der Imitation stereotyper männlicher Gesten und Bewegungen und der selbstbewussten Darstellung weiblichen Begehrens einem breiten Publikum Vorstöße in Bereiche jenseits des kulturellen Imaginären ermöglicht. In den Musikrichtungen Rap, Hip Hop und Punk gibt es ebenfalls einzelne Künstlerinnen, die eigentlich männliches Terrain durch die explizite Thematisierung selbstbestimmter weiblicher Sexualität bereichern. Aus dem Punk haben sich sogar radikale musikalische Bewegungen wie die *Riot Grrrls* oder *Queercore* gebildet, die sich mit ihren Texten explizit für lesbische Sexualität stark machen (vgl. Eingangszitat von Tribe 8). In den beiden besprochenen Fernsehformaten, der Sitcom *Sex and the City* und der Soap Opera *The L Word*, werden weibliches bzw. lesbisches Begehren in verschiedenen Ausprägungen und Facetten verhandelt. Strube stellt heraus, dass beide Fortsetzungen zwar kritikwürdig sind, aber über radikale Momente verfügen, die über das kulturelle Imaginäre hinausgehen und dabei ein breites Publikum erreichen. Auffällig sei dabei ihr hohes Reflexionsniveau und ihre intertextuellen und intermedialen Bezüge.

Die von den Cultural Studies beeinflusste Untersuchung widmet sich einer verhältnismäßig großen Anzahl von ganz unterschiedlichen Untersuchungsgegenständen und gibt Einblicke in die ‚Hoch-‘ wie auch die ‚Alltagskultur‘. Die Werkanalysen sind spannend und aufschlussreich, die theoretischen Ausführungen knapp und prägnant. Dabei erweist sich die methodische Herangehensweise der Fragestellung als angemessen. So arbeitet Strube anhand der von ihr analysierten Beispiele relationale Autonomie, Dialogizität und Polyphonie auf der Textebene sowie intertextuelle und intermediale Bezüge zwischen den verschiedenen Medien und zwischen Medium und Leserschaft/ Publikum heraus. Ihr zufolge kommunizieren die Artefakte miteinander, mit den RezipientInnen und diese wiederum auch mit den Musikerinnen/ Produzentinnen und lassen ein hohes Maß an Selbstreflexion – eine wichtige Voraussetzung für relationale Autonomie – erkennen. Strube zeigt, dass weibliches, auch lesbisches Begehren im ausgehenden 20. Jahrhundert in unterschiedlichen Medien einem breiteren Publikum offensiv vorgetragen werden kann. Zugleich stellt sie in den detaillierten Einzelanalysen auch überzeugend heraus, dass von einem „kontinuierlichen und allumfassenden Fortschritt“ (210) bei der selbstbestimmten Darstellung weiblichen Begehrens nicht die Rede sein kann.

Insgesamt eine gelungene Arbeit an einem sehr interessanten Thema, die den Blick weitert und Lust auf weitere Untersuchungen in dieser Richtung macht.

Claudia Rohde

Since 1995: Archaeology Revisited Neue Fragestellungen und Perspektiven der Archäologie

Zwischen Diskursanalyse und Isotopenforschung. Methoden der archäologischen Geschlechterforschung. Frauen – Forschung – Archäologie 8/2009. Hg. Ulrike Rambuscheck. Münster: Waxmann Verlag (190 S., 15,90 Euro).

Die Archäologie bewegt sich in einer Art Mittelfeld zwischen Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft: Sie bedient sich verschiedener Methodiken aus den Geistes- bzw. Kulturwissenschaften, während gleichzeitig naturwissenschaftliche Methoden eine große Rolle spielen. Diese fließenden Übergänge führen dazu, dass in der Regel weder die eine noch die andere Disziplin vorrangig angewandt wird (vorausgesetzt man geht überhaupt von einer absoluten Gegensätzlichkeit von Natur- und Kulturwissenschaft aus). Dass es in der archäologischen Forschung mit den Theorien aus den Gender Studies und deren eigenständiger Entwicklung eher schleppend vorangeht, könnte der Teilverortung der Archäologie in den Naturwissenschaften geschuldet sein, die sich mit den Gender Studies traditionell eher schwerer tun als Geistes- und Kulturwissenschaften. So gibt es meistens von der naturwissenschaftlich geprägten archäologischen Seite nur wenig Widerspruch, wenn postuliert wird, dass es strikte, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung gab, dahingehend, dass Männer im Paläolithikum jagten und

Frauen für das Sammeln und für die Kinderbetreuung zuständig waren. Es scheint ein *common sense* darüber zu herrschen, wie prähistorische Gesellschaften strukturiert waren bzw. wie die Geschlechterverhältnisse innerhalb dieser Gesellschaften aussahen. Das Unerfreulichste daran ist, dass diese in männliche und weibliche Spären dichotomisierende Perspektive auf prähistorische Gesellschaften der Naturalisierung aktueller Geschlechterbilder dient: Heutige Geschlechterklischees und hierarchische Verhältnisse werden darauf aufbauend gefestigt, begründet und legitimiert, da sie fälschlicherweise als überhistorische und überkulturelle Kategorien gesehen und so zur anthropologischen Konstante gemacht werden. Ohne es zu merken oder dies zu wollen, zementiert die Archäologie Geschlechterrollen, die populärwissenschaftlich aufgegriffen werden, um möglichst ‚einfache‘, ‚gut verdauliche‘ Lebensanschauungen zu entwerfen, die letztlich auch politische Wirkmacht entfalten. Es ist deshalb wichtig, dass ArchäologInnen sich zusammenschließen, um diesen Klischees wissenschaftlich zu begegnen.

Dies wird unter anderem mit der Reihe „Frauen – Forschung – Archäologie“ seit einigen Jahren erfolgreich getan: Im aktuellen Band greifen verschiedene AutorInnen einmal mehr das Thema ‚Geschlechterforschung in der Archäologie‘ in vielfältiger Weise auf.

Das Buch ist in drei Teile unterteilt, die jeweils zwei Artikel beinhalten: Der methodische Abschnitt zu den Geisteswissenschaften umfasst einen Artikel von Julia Katharina Koch, in dem anhand von qualitativen Inhaltsanalysen aus den Sprach- und Kommunikationswissenschaften die unbewussten Konstruktionen von ‚Geschlecht‘ in archäologischen Texten aufgedeckt werden sollen. Die Idee ist dabei, sich nicht mehr nur ‚objektiv‘ mit Funden und Befunden zu befassen, sondern auch „den modernen gesellschaftlichen Kontext der Interpretation mit ein[zu]beziehen“ (39). Der zweite Artikel, der sich unter der Rubrik „Geisteswissenschaftliche Methode“ findet, wurde von Raimund Karl verfasst. Hier geht er scharf mit ArchäologInnen ins Gericht, die unsere heutige Idealvorstellung von einem „viktorianisch-biedermeierlichen“ (44) Familienidyll in Befunde hineininterpretieren. Die oft postulierte Vater-Mutter-Kind-Beziehung der „edlen Wilden“ (ebd.) wird in seinem Aufsatz durch handfeste Gegenbeispiele in Zweifel gezogen.

Der „Naturwissenschaftliche Methodenteil“ (diese Unterteilung zeigt die in der Archäologie übliche Trennung zwischen der ‚geisteswissenschaftlichen Interpretation‘ und den ‚harten Fakten der Naturwissenschaften‘) besteht aus zwei anthropologischen Artikeln. Der Artikel von Birgit Grosskopf beschäftigt sich mit der Interpretation von anthropologischen Daten am Beispiel des Leichenbrandes. Dabei macht sie darauf aufmerksam, dass sich männliche und weibliche Skelette oft stark ähneln. Gerade Robustizitätsmerkmale können aufgrund der zu Lebzeiten ausgeübten Tätigkeit die Analyse verfälschen. Grosskopf möchte in ihrem Artikel die Methode der Geschlechtsbestimmung nicht an sich kritisieren, sondern plädiert für einen engeren Austausch zwischen ArchäologInnen und AnthropologInnen, um bessere Beiträge zu kulturhistorischen Strukturen liefern zu können. Der zweite Artikel spricht sich in ähnlicher Weise für eine solche Zusammenarbeit aus, legt seinen Fokus aber auf Kon-

zepte und Theorien der Anthropologie und deren Wirkweise auf die bisherige Forschung. Meiner Meinung nach ist dieser Artikel stärker in den Theorien der Gender Studies verankert. Kurt W. Alt und Brigitte Röder zeigen Wege auf, wie man die bisher schwierige Zusammenarbeit von Archäologie und Anthropologie verbessern kann. Traditionelle Geschlechterkonzepte aus der Anthropologie werden in Frage gestellt, wie beispielsweise die Trennung von *sex* und *gender*. Als Alternative schlagen Alt und Röder vor, „die Entwicklung eines neuen Geschlechterkonzepts“ (119) anzustreben und dabei „von dem umfassenderen deutschen Begriff ‚Geschlecht‘, der – sofern er nicht biologistisch verwendet wird – grundsätzlich biologische und soziale Aspekte beinhaltet“ (ebd.) auszugehen. Zudem werden Konzepte, wie zum Beispiel Biologisierungen und Historisierungen in der Archäologie funktionieren, erläutert.

Im dritten und letzten Teil behandelt Kerstin Hoffman die Problematik der Bezeichnung von Grabfunden als ‚typisch männlich‘ und ‚typisch weiblich‘. Dies führe laut Hoffman meistens zu einem undifferenzierten Bild der damaligen Lebenswelt. Es wird ein äußerst viel versprechender Anstoß für die Arbeit der ArchäologInnen gegeben, in dem die Autorin für Intersektionalitätsansätze (die sie allerdings nicht so benennt) plädiert. Damit möchte sie davon wegkommen, anhand von Grabbeigaben (Waffe = Mann / Schmuck = Frau) Tote eindeutig als einem Geschlecht zugehörig zu identifizieren und so das „bipolare Schwarz-Weiß-Malen“ (152) vermeiden, welches ausschließlich das Zwei-Geschlechtermodell zulässt. Der letzte Artikel ist einer der spannendsten. Hier lenkt Liv Helga Dommansens den Blick darauf, dass man sich zuerst fragen sollte, welche Vorteile die aktive Übernahme einer angrenzenden Kultur damals brachte, bevor man sich damit beschäftigt, welche Kultur von welcher geprägt wird, wie es meistens ohne kritische Reflektion in der Archäologie angenommen wird. Zwei wichtige Fragen, die dabei zu beachten sind, lauten: Wie war der Kontakt unter den Frauen verschiedener Gruppen? War dieser Kontakt anders als zwischen Männern unterschiedlicher Gruppen? Dommansens will damit von der bisherigen Geschlechtsblindheit bei Migrations-, Kulturübernahme- und Heiratstheorien wegführen. Mit dem achten Band ist ein weiterer Baustein für die Entwicklung von Gender Studies-Theorien in der Archäologie hinzugekommen. Für ArchäologInnen, deren Interesse nicht im Bereich der Gender Studies liegt, können meines Erachtens einige der Aussagen jedoch eindimensional wirken: Zum Teil entsteht der Eindruck, dass eine Forschung allein dadurch Geschlechter- oder Genderforschung ist, dass sie Aussagen über Männer und Frauen macht. Andere Aufsätze wiederum tauchen so tief in die Genderthematik ein, dass die entwickelten Ideen zwar einen Gewinn für genderforschende ArchäologInnen darstellen, für andere jedoch eher mühsam nachvollziehbar sind.

Die Beiträge zeigen jedenfalls eine Bereitschaft, grundsätzlich Ansätze der Gender Studies einzubeziehen. Dies lässt für die Zukunft einer gendersensiblen archäologischen Forschung hoffen. Nur wenn man mehr ArchäologInnen für das facettenreiche Feld der Gender Studies innerhalb ihrer Disziplin begeistert und aufzeigt, wie fruchtbar dies sein kann, kann es zu realistischeren prähistorischen Lebensbildern kommen. Dieses Buch – ebenso wie die komplette Reihe

– ist für alle genderinteressierten (angehenden) ArchäologInnen geeignet und äußerst empfehlenswert.

Karolin Heckemeyer

Kein Geschlecht ohne Körper. Kein Körper ohne Geschlecht?

Nina Degele/ Sigrid Schmitz/ Elke Gramespacher/ Marion Mangelsdorf (2010) Hg. *Gendered Bodies in Motion*. Leverkusen-Opladen: Budrich UniPress Ltd. (206 S., 24,90 Euro).

Der im März 2010 erschienene Sammelband „Gendered Bodies in Motion“ diskutiert das derzeit in zahlreichen Forschungszusammenhängen brisante Thema ‚Körper und Körperlichkeit‘ aus der Perspektive der Gender Studies. Aus der Warte der Kultur- und Sozialwissenschaften sowie der Medizin- und Naturwissenschaften interessieren sich die AutorInnen der insgesamt zehn Beiträge für Fragen zur sozialen Konstruktion und Dekonstruktion von Körper und Geschlecht, für den Zusammenhang von Natur und Kultur, für Fragen der visuellen (Re-)Produktion von vergeschlechtlichten Körperbildern sowie für methodische Aspekte bei der Erforschung des menschlichen Körpers und seiner Materialität. Ziel des Sammelbandes ist es, so schreiben die Mitherausgeberinnen Marion Mangelsdorf und Elke Gramespacher, den LeserInnen einen Einblick in das heterogene Feld der Gender Studies zu geben, einer „zugleich bewegten und bewegenden Forschungsrichtung“ (8).

Das Buch, das zugleich Ergebnis einer im November 2008 stattgefundenen Tagung zum Jubiläum der Koordinierungsstelle Gender Studies der Uni Freiburg ist, gliedert sich in zwei Sektionen: eine erste mit interdisziplinären Einblicken in das Thema Körper(-lichkeit) und eine zweite zu forschungsmethodischen Aspekten und Anwendungsfeldern. Ihnen vorangestellt ist neben dem kurzen Einführungstext von Mangelsdorf und Gramespacher zu Anlass, Thema und Aufbau des Bandes ein zweiter, sehr lesenswerter Beitrag von Sigrid Schmitz und Nina Degele mit dem Titel „Embodying – ein dynamischer Ansatz für Körper und Geschlecht in Bewegung“. Die beiden Autorinnen setzen sich darin kritisch mit den in den Gender Studies und der Körpersoziologie diskutierten *Embodiment*-Ansätzen auseinander, d.h. mit der Frage nach dem Verhältnis von körperlicher Materialität und Gesellschaft. Ausgehend von Karen Barads Konzept des *agential realism* und Anne Fausto-Sterlings Überlegungen zur Reintegration biologischer Aspekte der Geschlechtlichkeit in den feministischen Diskurs betonen Schmitz und Degele die Untrennbarkeit von körperlichen und gesellschaftlichen Prozessen. Jede Form der Unterscheidung in Körper und Gesellschaft sei eine analytische und keine reale. Deshalb plädieren die Autorinnen für „eine Dynamisierung und Erweiterung des Begriffs *Embodiment* als *Embodying* und verstehen darunter *Prozesse der Verkörperung von Gesellschaft und Vergesellschaftung körperlicher Materialität zwischen/jenseits von Konstru-*

iertheit und Determinierung“ (31, Hervorhebungen im Original). Ein besonderer Gewinn des Beitrags sind jenseits der theoretischen Überlegungen die Anregungen der Autorinnen zur empirischen Konkretisierung derselben.

Der dann folgende erste Teil mit unterschiedlichen interdisziplinären Zugängen zum Thema „Gendered Bodies in Motion“ beginnt mit zwei Beiträgen, die an der Tradition des feministischen Empirismus orientiert sind und Forschungsergebnisse aus dem Bereich der Evolutionspsychologie und den Neurowissenschaften einer kritischen Analyse unterziehen. Unter dem Titel „Die Natur der Schönheit – Reflexionen zur evolutionstheoretischen Attraktivitätsforschung“ setzt sich Kerstin Palm unter anderem mit den auch heute noch breit rezipierten verhaltensbiologischen Arbeiten Karl Grammers auseinander (43). Palms detaillierte Analyse deckt vor allem methodische Probleme bei der evolutionspsychologischen Theoriegenerierung auf: Widersprüchliche Forschungsergebnisse werden häufig ignoriert und Geschlechterklischees mithilfe reifizierender Methodendesigns reproduziert. Der kurzweilig geschriebene Beitrag gibt Gender-Studies-Interessierten einen spannenden Einblick in ein naturwissenschaftliches Forschungsfeld, das wesentlich zur Naturalisierung einer zweigeschlechtlichen Ordnung beiträgt.

Auch der Artikel „Extreme Female Brains – eine gendertheoretische Diskursanalyse zum Phänomen Autismus“ von Nicole C. Karafyllis stellt den Gewinn einer am feministischen Empirismus angelehnten Analysemethode unter Beweis. Karafyllis zeigt, dass AutistInnen in neurowissenschaftlichen Diskursen als männliche Subjekte konstruiert werden beziehungsweise als Personen mit einem „extrem männlichen Hirn“ (56). Diese Grundannahme führt unter anderem dazu, dass Männer mit Autismus zu hypermännlichen Wesen stilisiert werden, die in besonderem Maße den Anforderungen einer hoch technisierten Gesellschaft gerecht werden. Bei Frauen mit Autismus hingegen sprechen NeurowissenschaftlerInnen von einem falschen Hirn im richtigen Körper und betonen so den Aspekt des Abnormalen und Pathologischen.

Neben den beiden kurz vorgestellten naturwissenschaftlich orientierten Beiträgen finden sich im Teil „Interdisziplinäre Einblicke“ noch vier weitere Artikel, darunter ein Text der Kölner Sportsoziologin Ilse Hartmann-Tews zum Zusammenhang von Alter und Geschlecht im Kontext von Sport und Bewegung sowie eine an Karen Barads „Epistem-Ontologie“ ausgerichtete „queere Objektivitätsbricolage“, in der sich die AutorInnen Katrin M. Kämpf und Matthias Mergl mit der Situiertheit und Körperlichkeit ihres Wissens bei der Interpretation einer Video-Text-Installation auseinandersetzen. Den Abschluss interdisziplinärer Perspektiven bilden die Beiträge von Verena Ladewig zur Bedeutung des medizinisch/biologisch abstrakten Materials der DNA für die Konstruktion einer geschlechtlich determinierten Person sowie der Text „Anorexie mit anderen Augen“ von Isabella Marcinski. Die Autorin entwickelt darin ausgehend von Helmuth Plessners philosophischer Anthropologie eine leibphänomenologische Perspektive auf das Phänomen Anorexie.

Der darauf folgende zweite Teil des Sammelbandes mit dem Titel „Forschungsmethodische Aspekte und Anwendungsfelder“ umfasst insgesamt drei Beiträge, die sich auf unterschiedliche Weise mit Bildmaterial, d.h. mit Video, Film und Fotografie, beschäftigen. Die AutorInnen nähern sich damit einem überaus spannenden Bereich sozialer Wirklichkeit: der visuellen (Re-)Produktion gesellschaftlicher Körper-, Geschlechter- und Sexualitätsvorstellungen. Als problematisch erweisen sich dabei zum Teil jedoch die an das Bildmaterial herangetragenen Lesarten der AutorInnen. So kommen zum Beispiel Martina Schuegraf und Sandra Smykalla in ihrem Artikel „Zwischen Popfeminismus und Mainstream – Inszenierungsstrategien von KünstlerInnen im Musikvideoclip“ zu dem Schluss, dass Madonna in ihren Körperinszenierungen lediglich mit Geschlechterdualismen spiele, während Peaches Geschlechtlichkeit grundlegender in Frage stelle. Diese Interpretation erscheint jedoch etwas überspitzt. Denn auch in dem von den Autorinnen analysierten Peaches-Video sind die Körperpräsentationen der ProtagonistInnen eindeutig zweigeschlechtlich markiert. So stehen sich ein vollkommen entblößter und ein mit einem Bustier bekleideter Oberkörper gegenüber und greifen damit gesellschaftliche Normen bezüglich Nacktheit und Geschlechtlichkeit auf.

Nur bedingt überzeugend ist auch der Beitrag von Nadja Sennewald über „Politische Körper – zum medialen Diskurs über Geschlecht und Macht“. Sennewald analysiert darin vier aus Bilderstrecken deutscher Online-Zeitungen stammende Fotos von Barack Obama, Hillary Clinton, John McCain und Sarah Palin. Wenngleich Sennewalds Analyse in weiten Teilen nachvollziehbar ist, scheint eine Interpretation der Bilder mit Blick auf die Ausgangsfrage zum Zusammenhang von Macht und Geschlecht eher problematisch. Denn letztlich ist die Auswahl von Pressefotos durch JournalistInnen und ZeitungsredakteurInnen immer auch eine Frage politischer Affinitäten und spiegelt nicht nur vergeschlechtlichte Vorstellungen politischer Macht wider.

Ein weiterer thematisch interessanter Beitrag ist der Artikel von Heike Raab zum Zusammenhang von Körper, Behinderung, Sexualität und Geschlecht. Raabs theoretische Ausführungen sind jedoch nur sehr wenig pointiert und zum Teil eklektisch. Hinzu kommt, dass Raab durchgängig von der Triade „Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht“ spricht (143). Zu kritisieren ist dabei keinesfalls ihre Forderung nach einer intersektionalen Betrachtung von *disabled bodies*, sondern der von ihr verwendete Heteronormativitätsbegriff. Ganz offensichtlich setzt die Autorin die Begriffe Heteronormativität und Heterosexualität gleich und übergeht somit die im Konzept der Heteronormativität bereits angelegte Verschränkung von Zweigeschlechtlichkeit und (Hetero-)Sexualität. Ein wichtiger im Beitrag Raabs enthaltener Hinweis ist jedoch, dass sich die Gender Studies vermehrt mit der Frage beschäftigen müssen, welche Körper sie in den Mittelpunkt ihres Interesses stellen.

Festzuhalten bleibt, dass die Qualität der in diesem Band versammelten Beiträge zum Thema *Gendered Bodies in Motion* sehr heterogen ist – zweifelsohne ein Merkmal zahlreicher Tagungsbände. Die thematische Vielfalt der Texte gibt jedoch einen guten Überblick über das Thema ‚Körper und Körperlichkeit‘

im Kontext der Gender Studies und hält zahlreiche Anregungen für zukünftige geschlechtertheoretische Arbeiten zum Zusammenhang von Körper und Gesellschaft bereit.

Andrea Zimmermann

Die integrale Perspektive: Gender als interdependente Kategorie. Ein gewinnbringender und machtsensibler Ansatz zur Analyse komplexer Machtverhältnisse

Katharina Walgenbach, Gabriele Dietze, Antje Hornscheidt, Kerstin Palm (2007) Hg. *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich (192 S., 19,90 Euro).

Die Frage, „wie Kategorien sozialer Ungleichheiten, Marginalisierungen und Normalisierungen, etwa Gender, Ethnizität, ‚Rasse‘, Sexualität, Klasse/ Schicht, Nation, Alter, Religion, Lokalität in analytisch produktiver Weise zusammen-gedacht werden können“ (7), steht dem bereits 2007 erschienenen Band *Gender als interdependente Kategorie* von Katharina Walgenbach, Gabriele Dietze, Antje Hornscheidt und Kerstin Palm programmatisch voran. Dass diese Frage nicht leicht zu beantworten ist, lässt die schon lang anhaltende Debatte zu Intersektionalität vermuten: Nach der Entwicklung und Einführung von ‚Geschlecht‘ als Untersuchungsgegenstand und Analyse-kategorie in den Wissenschaften stellte sich hinsichtlich der Gefahr eines homogenisierenden Blicks auf ‚die Frauen‘ die Aufgabe, das Verhältnis zu anderen Kategorien, wie bspw. Klasse und Ethnizität theoretisch zu fassen. Dabei ergaben sich nicht unerhebliche Probleme in Bezug auf Repräsentation, Gewichtung und Epistemologie der Kategorien. Im Rahmen dieser Debatte verorten sich die Autorinnen und haben dabei besonders deren politische Genealogie im Blick.

In einer gemeinsamen Einleitung, geprägt von einer selbstkritischen Situierung der Autorinnen als Wissenschaftlerinnen unterschiedlicher Fachdisziplinen in einem bestimmten geopolitischen und historischen Kontext, erläutern die Herausgeberinnen die Begriffe Vielfalt, Heterogenität, Diversity und Intersectionality, um gleichzeitig den Boden für die Erklärung der eigenen Begriffswahl zu bereiten: Sie haben sich für die Verwendung des Begriffs Interdependenz entschieden, „da die Verbindung von *inter* (zwischen) und *Dependenz* (Abhängigkeit) deutlich macht, dass der Fokus des Begriffs auf der Konzeptualisierung wechselseitiger und nicht monodirektionaler Anhängigkeiten liegt“ (9).

Im Gegensatz zum Konzept der Intersektionalität wird somit nicht davon ausgegangen, dass sich die Situation eines Individuums durch das Zusammen-treffen verschiedener Kategorisierungen bestimmen lässt, da diese Kategorisierungen immer schon als miteinander verwoben verstanden werden müssen.

Deshalb wird der Prozess der Kategorisierung mit der jeweiligen Produktion von Ein- und Ausschlüssen selbst in den Blick genommen, da er als wesentliches Element der Strukturierung von Gesellschaft machtvoll Konsequenzen hat. Zu Recht weisen die Autorinnen darauf hin, dass dieser Ansatz für jede soziale Kategorie angewandt und zur Analyse komplexer Machtverhältnisse genutzt werden kann. Daraus ergibt sich für die Gender Studies der Appell, die institutionellen Konsequenzen eines interdependenten Ansatzes nicht zu scheuen und „eine konsequente Überprüfung der eigenen Inhalte, Personalpolitik und Visionen“ vorzunehmen (11).

Das Buchprojekt, das aus der gemeinsamen Vorbereitung des Kolloquiums „Geschlecht als interdependente Kategorie“ am *Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität zu Berlin* im November 2005 hervorgegangen ist, versteht sich nicht als konventioneller Sammelband, sondern als „kollektives Projekt, dessen einzelne Interventionen miteinander verbunden sind und durch die intensiven gemeinsamen Diskussionen und Erarbeitungen eines jeden Beitrags von den verschiedenen kritischen Perspektiven profitiert“ (14). Die hohe Reflexivität der Einleitung zeugt davon, dass es den Autorinnen gelungen ist, diesen Anspruch einzulösen, was auch für die einzelnen Beiträge gilt:

Katharina Walgenbach führt sowohl unter politisch genealogischen als auch unter theoretischen Gesichtspunkten in die Debatte um Intersektionalität ein. An die ausführliche und präzise Bestandsaufnahme schließt sich das Plädoyer für die notwendige Verschiebung von der Analyse der Interdependenzen *zwischen* den Kategorien hin zur Analyse von Kategorien *als* interdependent an: Nur dieses Modell vermag die allen anderen Ansätzen gemeinsame Problematik, den einzelnen Kategorien einen scheinbar genuinen Kern zuzuschreiben, zu vermeiden und eine integrale Perspektive einzunehmen, die Differenzen und (Macht-)Verhältnisse innerhalb der Kategorien in den Blick nehmen kann. Für einzelne Analysen bedeutet dies, die Strukturierung der Kategorie Gender in Bezug auf einen konkreten Untersuchungsgegenstand kritisch mitzubedenken.

Antje Hornscheidt weist aus einer sprachwissenschaftlichen Perspektive darauf hin, dass „[n]ur durch begriffliche Neuprägungen (...) tradierte Normvorstellungen irritierbar“ sind (104). Deshalb plädiert sie einerseits für eine kritische Analyse derjenigen sprachlichen Handlungen, die Kategorien herstellen und aufrechterhalten, und andererseits für die Entwicklung von Benennungspraktiken und Terminologien, „in der die integrierte Interdependenz von Identitätskategorisierungen sprachlich zum Ausdruck kommt und damit ein neues Verhandlungsfeld eröffnen“ würde (103 f). So wird beispielsweise das Modell des leeren Unterstrichs innerhalb von Worten als Möglichkeit erläutert, auf Brüche und Leerstellen innerhalb von Kategorien hinzuweisen und somit Eindeutigkeiten zu stören.

Gabriele Dietze, Elahe Haschemi Yekani und Beatrice Michaelis gelangen in ihrem Beitrag „Checks and Balances“ zur Auffassung, dass „Queer Theory und Intersektionalität als korrektive Methodologien füreinander“ (109) fruchtbar gemacht werden können. Ausgehend von einer Analyse der Gemeinsamkeiten und Unterschiede beider Perspektiven wird anhand konkreter Beispiele und Analysen das Modell der ‚Queer Sectionality‘ vorgestellt. Trotz benannter epistemologischer Schwierigkeiten gehen die Autorinnen von einer gegenseitigen Bereicherung der beiden Perspektiven aus, da sie „produktive ‚Synergien‘ zwischen Queer Theory und Intersektionalität“ (113) auszumachen vermögen: Für die Perspektive der Intersektionalität bedeutet dies die „Abwesenheit der Kategorie Sexualität“ (114) zu überdenken, während die Queer Theory aufgefordert ist, ihr „lange[s] Schweigen zu Intersektionalität in einer eher weißen Genealogie der Queer Theory“ (107) zu beenden.

Der vierte Beitrag von Kerstin Palm schließlich macht es sich zur Aufgabe, epistemologische Debatten um Objektivität im Gender-and-Science-Bereich zu rekonstruieren und dabei die Vergeschlechtlichung positivistischer Objektivitätsbegriffe aufzudecken. Dabei gerät vor allem die Debatte um die Subjektposition in den Blick, was die Autorin dazu veranlasst, eine „Erweiterung der Standpunkttheorien um das Konzept eines aktiven Objekts der Erkenntnis“ (142) zu fordern. Zur Entwicklung eines solchen Ansatzes greift sie auf theoretische Entwürfe von Sandra Harding und Donna Haraway zurück.

Als Fazit lässt sich feststellen, dass der hohe Anspruch, „ein neues integrales Konzept zu Interdependenzen“ (20) zu bieten, wie die Autorinnen es in der Einleitung formulieren, konsequent eingelöst wird. Dass dieses Konzept im Rahmen eines Diskussionszusammenhangs vorgestellt wird, der sich einer „machtsensiblen Transdisziplinarität“ (ebd.) verschrieben hat, macht diese Publikation zu einem umso wichtigeren Beitrag zur aktuellen Debatte um Intersektionalität: Eine Pflichtlektüre für alle, die sich für Gender Studies interessieren!

Caroline Günther

Wi(e)der die Natürlichkeit von Körpergeschlecht und Zweigeschlechtlichkeit?!

Heinz-Jürgen Voß (2010) *Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive*. Bielefeld: transcript Verlag (466 S., 34,80 Euro).

Vor allem als Studierende_r, aber auch einfach nur als Interessierte_r der Gender Studies und spezieller noch als Vertreter_in poststrukturalistischer respektive dekonstruktivistischer Theorien von ‚Geschlecht‘ kennen wir sie nur zu gut, diese verfluchte Situation um dieses schon so viele Male geführte Gespräch, von dem wir bereits zu Beginn schon um den Ausgang wissen, dieses Gespräch, das

immer in diesem verhängnisvollen, da totschi-lagargumentativen Satz mündet: „Aber es gibt nun mal zwei Geschlechter – Männer und Frauen, das liegt in der Natur.“ Und als Geistes-, Sozial- und/oder Kulturwissenschaftler_innen wünschen wir uns dann immer fundiertes biologisch-medizinisches Wissen, mit dem wir diesem blinden Essentialismus begegnen können. Vielleicht ein Buch, auf das wir verweisen können. „Du glaubst mir nicht? Dann lies nach bei...?“ Ja, bei wem? Bei Heinz-Jürgen Voß, sage ich jetzt einfach mal ganz provokant.

Voß liefert uns mit seiner Dissertationsschrift *Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive* ein Fußnotenbuch, auf das wir schon lange gewartet haben, und auf das wir, wie der Titel nahe legt, ohne es je (mehr als auszugsweise) gelesen zu haben, in einer Fußnote verweisen können. Und das ist jetzt überhaupt nicht negativ gemeint, denn bei der Fußnote, in der es erscheint, handelt es sich um die Fußnote schlechthin: um eine wissenschaftlich fundierte, übersichtlich strukturierte und dezidiert sowie reflektiert durchgeführte empirische Belegmöglichkeit der unserer Arbeit zugrunde liegenden Theorie. Oder kurz gesagt: Begründet und dargestellt wird unser Stimmrecht in medizinisch-biologischen Geschlechterdiskursen.

Vor dem Hintergrund einer biologisch-akademischen Ausbildung als Diplom-Biologe macht Voß die seit Jahrtausenden kontrovers diskutierte Frage, was denn nun unter ‚Geschlecht‘ zu verstehen sei, zum Gegenstand seiner interdisziplinären Arbeit. „Es soll offengelegt werden, welche Theorien mit welchen Argumentationen in naturphilosophischen bzw. biologisch-medizinischen Experten- (später Expert/innen-) Kreisen [bezüglich der Konzeption von (Körper-)Geschlecht, C.G.] vertreten wurden und aktuell vertreten werden“ (26). Situiert in im weitesten Sinne poststrukturalistischen Konzepten (Theoretischer Konstruktivismus, Dekonstruktion, Diskursanalyse, feministische Wissenschaftskritik und Systemorganisationstheorie) und sowohl diachron (von der griechischen und römischen Antike bis heute) als auch synchron (wissenschaftliche Wissensproduktionen als reziprok eingebunden in soziale Kontexte verstanden und daher neben Expert_innentexten auch z.B. ‚literarische‘ Texte einbeziehend) ausgerichtet, geht es Voß dabei um das Aufzeigen der Heterogenität von Diskursen und damit der Vielfalt von Wissensbeständen am Beispiel der Pluralität und Differenz von Expert_innenmeinungen zum Thema ‚gängige Körper-/ Geschlechterkonzeptionen‘. Zu den Texten, die Voß bezüglich seiner Fragestellung analysiert, gehören innerhalb naturphilosophischer bzw. biologisch-medizinischer Diskurse bekanntere wie solche von Aristoteles und Diogenes für die Antike sowie Ackermann und Weininger für die Moderne sowie unbekanntere wie beispielsweise Texte von Leukippos und Demokritos. Im Kontext von Voß als im weitesten Sinne ‚literarisch‘ eingestuft Texten, die ihm zur Skizzierung gesellschaftlicher Wissensbestände bezüglich ‚Geschlecht‘ dienen, zählen bekanntere Schriften wie beispielsweise von Wollstonecraft, Kant und Hippel sowie unbekanntere wie von Agrippa von Nettesheim, Gedicke und Leporin.

Zweigeschlechtlichkeit als Zweikörperlichkeit wird von Voß auf knapp 460 Seiten fundiert wissenschaftlich und übersichtlich strukturiert als kontingen-

te Konstruktion herausgestellt. Gegliedert ist die Dissertationsschrift in die Kapitel „Das differenzierte Geschlechterverständnis der Antike – Facetten von Ein- und Zweigeschlechtlichkeit“, „Zur Konstituierung von Geschlecht in modernen biologisch-medizinischen Wissenschaften“ und „Geschlechtsdetermination – von ‚dem hodendeterminierenden Faktor‘ hin zu Modellen komplex interagierender und kommunizierender molekularer Komponenten“. Voß liefert damit, wenn auch meiner Meinung nach theoretisch und methodisch zu oberflächlich, eine überzeugende empirische Grundlage einer innerhalb wissenschaftlicher (Geschlechter-)Diskurse mittlerweile 20 Jahre währenden Theoriediskussion. Vor diesem Hintergrund erhält die Dissertation ihre Relevanz.

Neue oder gar überraschende Ergebnisse bringt die Arbeit hingegen nicht – selbst eine Kritik an Laqueurs Ein-Geschlechter-Modell, wie Voß sie herausarbeitet, wurde vor Jahren bereits formuliert. Provokant ist meine Aussage am Beginn dieser Rezension also nicht hinsichtlich der Relevanz von Voß' Arbeit – es ist wichtig, dass sich endlich einmal jemand die Arbeit gemacht hat, das, was wir theoretisch wissen, empirisch interdisziplinär aufzuarbeiten, um dieses Wissen durch die Verbindung konstruktivistischer Gendertheorien mit medizinisch-biologischen Diskursen in biologisch-medizinischen Diskussionen zu stärken –, sondern hinsichtlich ihrer Aktualität. Im Zeitalter des *affective turn* wirkt es fast schon obsolet, auf jeden Fall aber um Jahre verspätet, einem biologischen Essentialismus einen Konstruktivismus entgegenzustellen und sich mit der diskursiven Konstruktion und Konstitution von Körperlichkeit und Zweigeschlechtlichkeit zu befassen. Weil wir es wissen: Wir wissen um die Konstruktion von Geschlecht, spätestens seit Butler auch um die Konstruktion des dichotomen Körpergeschlechts; wir wissen, dass wissenschaftliche Wissensproduktionen eingebunden in gesellschaftlich-diskursiven Strukturen, abhängig von medizin-technischen Machbarkeiten und situiert in manifesten Körpern zu konzipieren sind (spannend erscheint mir hier, dass Voß ohne einen Verweis auf Haraway auskommt, dass diese nicht einmal im Literaturverzeichnis auftaucht); wir wissen also, dass Wissensbestände kontingent sind und, übertragen auf ‚Geschlecht‘, dass das, was als ‚Geschlecht‘ gilt, variabel ist, dass es biologisch-medizinisch nicht einmal notwendig erscheint, von lediglich zwei Geschlechtern auszugehen. Wir wissen das alles theoretisch, aber empirisch ‚belegen‘ konnten wir es nie. Jetzt hat ein Biologe eine feministisch wissenschaftskritische, diskursanalytische Dekonstruktion von biologischer Zweigeschlechtlichkeit vorgelegt, und vielleicht vermag seine Arbeit Veränderungen einzuleiten. Denn Diskussionen rund um die Debatte ‚Geschlecht als biologische Essenz oder als gesellschaftliches Konstrukt‘ besitzen nicht nur im wissenschaftlichen Kontext Relevanz. Von einer differenzierteren Betrachtung der Konzeption von ‚Geschlecht‘, wie sie Voß vorlegt, profitieren besonders Menschen, die sich nicht in ein Zwei-Geschlechter-als-Zwei-Körper-Modell integrieren lassen. Prototypisch sind dafür mittlerweile Menschen mit der Diagnose ‚Intersexualität‘. Denn solange das Zwei-Geschlechter-Modell als ‚natürliche Tatsache‘ re-/produziert wird, werden Menschen mit der Diagnose ‚Intersexualität‘ pathologisiert. Dann werden weiterhin Genitaloperationen an

Neugeborenen vorgenommen, dann werden weiterhin Menschen mit polymorphem Körper(-geschlechts-)erscheinungsbild als ‚Monster‘ tituliert, dann werden weiterhin unzählige Selbstmorde scheinbar unbegründet erfolgen.

Passend zum Titel der Veranstaltungsreihe „Feminisms Revisited“ geht es in *Making Sex Revisited* also wieder um ein Wider natürliche Zweigeschlechtlichkeit und Zweikörperlichkeit, allerdings unter neuem Blickwinkel. Handlungsbedarf besteht hingegen noch immer. Wenn auch, dank Voß, dringlicher auf gesellschaftlicher denn wissenschaftlicher Ebene.

Rezensionen zum Thema
'Elternschaft und Sozialisation'

Liane Muth

„Man kann eben auch alles auf Video aufnehmen.“ Aktuelle Praktiken, Vorstellungen und Inszenierungen der Geburt

Christoph Wulf/ Birgit Althans/ Julia Foltys/ Martina Fuchs/ Sigrid Klasen/ Juliane Lamprecht/Dorothea Tegethoff (2008) *Geburt in Familie, Klinik und Medien. Eine qualitative Untersuchung*. Opladen/ Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich (256 S., 26,90 Euro).

Der Titel „Geburt in Familie, Klinik und Medien“ klingt abstrakt, objektiv, wenig nach Selbst- und Grenzerfahrung, Schmerzen, Blut und Fruchtwasser. Und doch geht dieses Buch ins Detail. Es nähert sich dem Thema Geburt interdisziplinär aus Sicht verschiedener Sozial- und Kulturwissenschaften mithilfe qualitativer Methoden: mit Interviews, Gruppendiskussionen, Bild- und Videointerpretationen sowie teilnehmenden Beobachtungen in Familien und Institutionen der Geburtshilfe. Es fragt nach persönlichen Geburtserlebnissen und den individuellen Prozessen, die durch Schwangerschaft und Geburt ausgelöst werden, sowie nach dem gesellschaftlich-medialen Umgang mit diesem Thema. In den Blick gerät dadurch das Individuelle, Einzigartige, das dem Vorgang der Geburt innewohnt, genauso wie das Allgemeine, Öffentliche, Kulturelle.

Der Sammelband vereint zehn Aufsätze von sieben Autorinnen und Autoren aus den Disziplinen Sozialpädagogik, Erziehungswissenschaft, Soziologie und Psychologie. Am Schluss des Buches finden sich die Transkriptionsregeln zu den verwendeten Interviews, eine ausführliche Literaturliste, ein Register mit den wichtigsten Stichworten, Hinweise zu den AutorInnen und ein Anhang, in dem tabellarisch Ergebnisse von Fragebogenerhebungen aufgelistet werden. Was allerdings fehlt, ist eine Zusammenfassung bzw. ein Fazit, das die Ergebnisse der Aufsätze zusammenführt. Dafür bietet der erste Aufsatz eine gute Übersicht zu Struktur und Inhalten der Untersuchung – er kann nach Lektüre des gesamten Buches noch ein zweites Mal mit Gewinn gelesen werden.

Der Aufsatz „Zur Einleitung: Die Wiederentdeckung der Geburt“ (7-17) stammt von Christoph Wulf. Er diagnostiziert ein neues Interesse an der Geburt in Öffentlichkeit und Politik, für das es demographische, politische, soziale und individuelle Gründe gebe. Wulf stellt die Methoden vor, mit denen „Bilder, Ideale, Ideologien, Vorstellungen und Praktiken der Geburt“ (7) rekonstruiert werden sollen. Auf quantitative Methoden wird bewusst verzichtet, da es in diesem Buch darum geht, Repräsentationen und Praktiken der Geburt zu beschreiben und zu analysieren.

Die ersten drei Artikel beschäftigen sich mit Familien-, Väter- und Mutterbildern und damit, wie diese sich im Anschluss an die Geburt realisieren bzw. miteinander und mit anderen Selbstbildern in Konflikt geraten. Julia Foltys und Juliane Lamprecht beschreiben in ihrem Aufsatz „Geburt – ein familiales Ereignis?“ (19-33) Zusammenhänge zwischen Familienbildern und Geburtsergebnis-

sen. In Gesprächen mit Paaren, die Eltern geworden sind, lassen sie sich von der Geburt des ersten Kindes erzählen. Sie arbeiten heraus, wie Familien- und Rollen-Wunschbilder in Anlehnung oder Abgrenzung zu tradierten Familienmodellen gebildet werden. „Familie tritt so einerseits in ihrer Prozesshaftigkeit und zum anderen in ihrer Relationalität, d.h. im Zusammenspiel mit anderen sozialen Kategorien wie Geschlecht und Generation, in Erscheinung“ (33).

Anschließend thematisiert Juliane Lamprecht in einem eigenen Aufsatz verschiedene Mutterschaftsrepräsentationen zwischen Beruf und Familie. Der Titel ihres Aufsatzes: „...und jetzt hast de det größte Projekt überhaupt anner Backe“ (35-57) lässt bereits die Ambivalenz und Überforderungssituation anklingen, in die viele Frauen mit Geburt ihres ersten Kindes geraten. Lamprecht untersucht Mutterschaft mit Blick auf deren Herstellungsprozesse. Unter Bezugnahme auf Michel Foucault und Judith Butler stellt sie in den Mittelpunkt ihres Forschungsinteresses die „Art, wie die Paare Mutterschaft performativ gestalten, wie sie diese erzählpraktisch zum Ausdruck bringen und mit welchen Beschreibungen von Alltagspraktiken sie ihr Gestalt verleihen“ (38).

In „Die Geburt der Väter“ von Christoph Wulf (59-94) kommen Themen wie Schlafmangel, Anspannung und familiäre Arbeitsteilung, Paarbeziehung und Sexualität zur Sprache. Es zeigt sich, dass es hier sehr viel Konfliktpotenzial gibt: „Da es keine allgemeingültigen Lebensformen mehr gibt, muss jede familiäre Gemeinschaft zurzeit ihr eigenes Modell des Zusammenlebens entwickeln“ (94). Im Aufsatz „Berührung als Kommunikation“ (95-125) beschreibt Sigrid Klasen sehr detailliert Begegnungsmomente zwischen einer Mutter und ihrer neugeborenen Tochter. Sie begreift diese Momente als „Formen der Herstellung von Gemeinschaft“, die im Zusammenspiel von Berührungen, Mimik, Gestik, Stimme, Sprache und Blick hervorgebracht werden (119).

Die nächsten beiden Artikel fokussieren auf das Geburtserlebnis selbst. In „Geburt als körperliches und mediales Ereignis“ (127-143) widmet sich Julia Foltys Bedeutungszuschreibungen zu Schwangerschaft und Geburt. Sie analysiert verschiedene Formen des Schwangerschaftserlebens vor dem Hintergrund des durch Ultraschalluntersuchungen hervorgebrachten Visualisierungstrends. Eine Form ist das explizit körperlich-sinnlich gedeutete Erleben, eine andere die technisch-mediale Inszenierung der Geburt.

ÄrztInnen und Hebammen kommen in „Geburt in der Klinik“ (145-163) zu Wort. Dorothea Tegethoff zeigt, wie sich ihre unterschiedlichen Konzeptionen von Geburt auf das Geburtserleben von Paaren auswirken und Wissenstransfer fördern oder hemmen können.

Die letzten drei Aufsätze beschäftigen sich mit Repräsentationen von Schwangerschaft und Geburt im Fernsehen. „Der unerfüllte Kinderwunsch“ (165-185) von Martina Fuchs greift sich das BBC-Doku-Drama „Schwanger um jeden Preis“ als Darstellungsform für reproduktionsmedizinische Techniken heraus. Analysiert wird unter anderem die Bedeutung der Familiengründung für die jeweiligen Paare. Dass diese sich oft über Jahre auf hohe Kosten und große psychische und körperliche Belastungen einlassen, begründen sie selbst mit der

Natürlichkeit ihres Kinderwunsches. „Die medizinische Machbarkeit wird somit als legitimes Mittel dargestellt, diese ‚Natürlichkeit‘ herzustellen“ (184).

Dorothea Tegethoff untersucht für ihre Analyse „Das Ungeborene sehen“ (187-205) den Umgang mit Ultraschallbildern von ungeborenen Kindern im Unterhaltungsfernsehen. Hier wird das „mediale ‚Hineinreichen‘ in eine unerreichbare Welt (...) verdoppelt und umfasst neben den Familien auch die Öffentlichkeit“ (205). Grundlage für den Ultraschall sind die verschiedenen Interessen der ÄrztInnen und Eltern, die weitgehend unreflektiert aufeinandertreffen: „Kühl berechnendeserspählen und simulierte erste Kommunikation mit dem Ungeborenen verbinden sich bei aller Widersprüchlichkeit unauflöslich“ (204).

Der letzte Artikel, „Repräsentationen von Geburt in den Medien“ (207-227) von Birgit Althans, widmet sich noch einmal der Analyse von Fernseh-Bildern, diesmal mit dem Schwerpunkt auf Darstellungen von Geburten. Althans interessiert, inwieweit Talk-Formate und Doku-Soaps bzw. -Dramen die in den Print-Medien geführten politischen Debatten thematisieren. Sie zeigt Korrespondenzen zwischen den medialen Repräsentationen der Geburt und den Themen Sicherheit versus Natürlichkeit sowie Unsicherheit im Umgang mit dem Neugeborenen. Dabei beobachtet sie eine „heimliche Alterität“ der Geburt in TV-Doku-Soaps: „Im Zentrum des entscheidenden Aktes der symbolischen Ordnung, der menschlichen Geburt und der mit ihr verbundenen Ikonologie“ stünde „der Blick auf das Reale des (menschlichen) weiblichen (geburtgebenden) Organs, der der kollektiven medialen Erfahrung verwehrt bleiben muss“ (21 f). Und dieser „Nicht-Blick auf das Zentrum des Geschehens“ (214) entfremdet die gefilmten Eltern wiederum von dem eigenen Gebäreignis.

Jeder der Aufsätze ist einzeln lesbar. Jedoch wird erst in der Zusammenchau deutlich, wie breit das Feld von medizinischen, psychologischen, medialen, sozialen und pädagogischen Repräsentationen der Geburt ist. Auch dieses Buch kann nur Teile davon beleuchten, wobei es den Schwerpunkt auf die Frage nach dem Zusammenhang von Repräsentationen und Praktiken der Geburt legt. So wird deutlich, dass institutionelle Praktiken wie etwa Geburtshilfe und -vorbereitung, der Familienverbund mit seinen Traditionen und Denkweisen sowie die verschiedenen Medien kollektive Vorstellungen von Geburt produzieren.

Für die Analyse dieser Vorstellungen nehmen die AutorInnen eine gendersensible Perspektive ein, allerdings ohne dies explizit zu erklären. Notwendig ist eine solche Perspektive allemal, da der gesellschaftliche Zugriff insbesondere auf die Körper der Frauen, auch im internalisierten Körperwissen der Frauen selbst, bei der Geburt im Fokus steht. Es sind Frauen und Männer, die dieses Wissen generieren und transformieren – etwa im Kontakt mit medizinischen Techniken – und es ist ein Wissen, das die Sichtweisen auf Geburt unmittelbar bestimmt. Geburt als (frauen-)körperlicher Vorgang ist geeignet, eine Fülle von Einschreibungen auf sich zu nehmen.

Vielleicht wurde genau deshalb das Bild „Im Schwarzen Kreis“ des russischen Malers Wassily Kandinsky für die Umschlaggestaltung gewählt. Meines Erachtens ist dieses Bild eine glückliche Wahl, weil es bei der Betrachtung viel-

fältige Assoziationen rund um das Geburtsgeschehen zulässt. Außerdem steht Kandinsky für das Streben nach Synthese und Humanität, dafür, vom „Entweder-Oder“ der Sinneseindrücke zum „Und“ zu gelangen. Und genau darum scheint es mir auch beim Thema Geburt zu gehen. Ist schon klar, „dass man eben auch alles auf Video aufnehmen kann!...“ (72). Aber ob das wünschenswert ist?

Liane Muth

Wer wie was warum: Mädchen sein, Junge sein

Barbara Rendtorff/ Annedore Prengel (2008) Hg. *Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft 4/2008: Kinder und ihr Geschlecht*. Opladen/ Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich (229 S., 24,90 Euro).

„Die Drillings-Meerjungfrauen Nele, Mia und Lara wollen sich genau den gleichen Haarreif und Flossenstrumpfhosen kaufen – wie viele Dinge kaufen sie insgesamt?“ Eine Aufgabe aus dem rosa Heft. Die blaue Version geht so: „Oskar geht mit seinen beiden Brüdern auf den Fußballplatz – wenn noch vier Freunde kommen, wie viele Kinder sind es insgesamt?“ Wozu platt verstandene Geschlechtersensibilität führen kann, zeigen uns aktuell verschiedene Schulbuchverlage, die für Jungs und Mädchen getrennt Lern-Material auf den Markt werfen. Der Wunsch, dem etwas entgegenzuhalten, ist einer der Gründe, warum ich das von Barbara Rendtorff und Annedore Prengel 2008 herausgegebene Buch *Kinder und ihr Geschlecht* vorstelle. Es ist als viertes Jahrbuch der Sektion „Frauen- und Geschlechterforschung“ in der *Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft* erschienen, welche regelmäßig für die geschlechtertheoretische Fundierung der Kindheitsforschung sorgt. Der Sammelband vereint eine deutschsprachige Einführung, einen englischsprachigen Gastbeitrag und elf deutschsprachige Fachbeiträge, denen jeweils eine deutsche und eine englische Zusammenfassung vorangestellt ist, sowie vier deutschsprachige Buchrezensionen.

Zu Beginn geben die Herausgeberinnen einen Überblick zum Diskurs im deutsch- und englischsprachigen Raum. Ihr Beitrag „Zur Einführung. Kinder und ihr Geschlecht – Vielschichtige Prozesse und punktuelle Erkenntnisse“ (11-23) zeigt, dass intersektionalitätstheoretische Ansätze Annäherungen an die Komplexität der Geschlechterverhältnisse ermöglichen. „Sie regen dazu an, in der international geführten Debatte um schulische Benachteiligungen von Mädchen und Jungen nicht zu pauschalisieren und Pluralität innerhalb der Geschlechter nicht zu vernachlässigen“ (11). Es folgt der Beitrag von Caryl Rivers und Rose Barnett: „The difference myth. We shouldn't believe the increasingly popular claims that boys and girls think differently, learn differently, and need to be treated differently“ (27-32). Dieser bezieht Stellung zur amerikanischen Debatte um neue biologistische Zuschreibungen, die Frauen als „chaty sex“ (28) und Männer als natürliche Mathe-Genies sehen. Geschlechtliche

Zuschreibungen beeinflussen, wie eingangs gezeigt, aktuell das Bildungssystem sowohl in Amerika als auch in Deutschland.

Danach ist das Buch in vier Kapitel aufgeteilt. Das erste Kapitel unter dem Titel „Beiträge“ beinhaltet zwei sozialwissenschaftlich orientierte und zwei sexualwissenschaftliche Studien. Sabine Andresen zeigt in ihrem Artikel „Kinder und soziale Ungleichheit. Ergebnisse der Kindheitsforschung zu dem Zusammenhang von Klasse und Geschlecht“ (35-48) mit zwei aktuellen Studien der Kindheitsforschung das „Ineinandergreifen von klassen- und gesellschaftsspezifisch bedingter Ungleichheit vom frühen Kindesalter an“ (47). Sie plädiert dafür, dass die Kindheitsforschung die Kategorien Klasse und Geschlecht stärker in den Blick nimmt und sich außerdem vermehrt an Kindern als Akteur/innen und Expert/innen orientiert.

Hans Peter Kuhn nimmt in seinem Beitrag „Geschlechterverhältnisse in der Schule: Sind die Jungen jetzt benachteiligt? Eine Sichtung empirischer Studien“ (49-71) die angebliche Benachteiligung von Jungen in den Blick. Er hinterfragt die vier häufigsten Erklärungsansätze für die Benachteiligung von Jungen, sichtet empirisch qualitative Studien zu diesem Thema und stellt die These auf, dass die niedrigere Bildungsbeteiligung von Jungen sie am meisten benachteiligt. Auch sieht er als belegt an, dass die Jungensozialisation zu weniger schuladaptiven Verhaltensweisen führt. Eine feminine schulische Subkultur sieht er dagegen als empirisch nicht belegt an, ebenso fehlten Studien über den Einfluss struktureller Faktoren.

Der Beitrag von Ulrike Schmauch „Gleichgeschlechtliche Orientierung von Mädchen und Jungen – Eine Herausforderung an die Pädagogik“ (73-88) fragt danach, wie pädagogische Fachkräfte Jugendliche, die sich homosexuell orientieren, unterstützen können. Sie empfiehlt, das Thema in Konzeption und Leitbild sozialer und pädagogischer Einrichtungen einzubetten als einen Qualitätsstandard dafür, dass „Liebes- und Lebensweisen Vielfalt zulassen“ (87).

Anja Zeiske, Alexandra Klein und Hans Oswald beschreiben in ihrem Artikel „Die Lust beim ersten Mal: Jugendliche und die Bewertung ihres ersten Geschlechtsverkehrs“ (89-108) wie junge Frauen und Männer rückblickend über den ersten Sex denken. Sie konstatieren, dass insbesondere bei jungen Frauen eine „Diskrepanz zwischen dem Wissen darüber, was als begehrenswert erscheint und der Verwirklichung dieser Sehnsüchte“ besteht (106).

Im zweiten Kapitel „Aus der Forschung“ werden drei Forschungsberichte zusammengeführt: Frank Hellmich und Sylvia Jahnke-Klein beschäftigen sich mit der Frage, ob geschlechtsspezifische Unterschiede in der mathematischen Kompetenz bereits im Grundschulalter vorliegen. In ihrer Studie und ihrem Beitrag „Selbstbezogene Kognitionen von Mädchen und Jungen im Mathematikunterricht der Grundschule“ (11-120) zeigen sie, dass, obwohl die Kompetenzen der Mädchen und Jungen anfangs gleich sind, Jungs über höhere Selbstkonzepte und Interessen in Mathematik verfügen.

Ruth Michalek und Thomas Fuhr führten Diskussionen mit Jungen der dritten Grundschulklasse. Sie beschreiben in „Hegemonialität und Akzeptanz

von Abweichung in Jungengruppen. Empirische Studie zum Umgang mit Opposition“ (121-133) wie die teilnehmenden Jungen mit Opposition, Maskulinität, Ausschluss und Dominanz umgehen.

Stephan Mücke und Agi Schröder-Lenzen schließen mit ihrem Beitrag „Zur Parallelität der Schulleistungsentwicklung von Jungen und Mädchen im Verlauf der Grundschule“ (135-146) an. Sie zeigen anhand von Ergebnissen einer Berliner Längsschnittstudie zur Lesekompetenzentwicklung von Grundschulkindern, dass sich die Leistungen von Jungen und Mädchen in den untersuchten Bereichen während der ersten vier Schuljahre kaum unterscheiden.

Das dritte Kapitel „Work in Progress“ stellt Zwischenberichte aus noch un abgeschlossenen Studien vor: Christine Rabl und Elisabeth Sattler nehmen sich in ihrem Beitrag „Anderssein – Anderswerden. Zur Revision der Relationierung von Kindheit und Geschlecht aus differenztheoretischer Sicht“ (149-162) zwei Texte zur Analyse vor. Exemplarisch fragen sie nach der expliziten oder impliziten Zuschreibung an die Lebensalter. „Die Beschreibung von Kindheit im Modus des *noch nicht* deutet damit die normative Aufgeladenheit der Differenzkategorie Lebensalter ebenso an wie auch die Spielräume, die sich *vielleicht* eröffnen könnten“ (161).

Gabriele Wopfner analysiert „Zeichnungen als Schlüssel zu kindlichen Vorstellungen von Geschlechterbeziehungen“ (163-176). Sie untersucht die kindlichen Vorstellungen von Beziehungen zu anderen am Beginn der Adoleszenz in einer Studie mit 90 Kindern an österreichischen Schulen.

Jutta Wiesemann bedient sich ethnografischer Mittel. In ihrem Artikel: „Schulischer Erfolg ist weiblich. Welche schulische Praxis verbirgt sich hinter den Zahlen der Schulstatistik?“ (177-189) stellt sie fest, dass verhaltensauffällige Jungen und leistungswillige Mädchen „ethnosemantisch bekannte Typen“ sind, „denen im Unterricht konkrete Schülerinnen und Schüler zugeordnet werden“ (177).

Dagmar Kasüschke geht der Frage nach, was Kinder über ihr eigenes Geschlecht und das Geschlecht anderer denken und wissen. Ihr Beitrag „Geschlechtsbezogene Wissenskonzepte von Kindern unter sechs Jahren – ein Problemaufriss“ (191-202) zeigt, dass die Rollenkonzepte von Kindern flexibler sind als viele Erwachsene annehmen.

Mein Fazit: Dieser Band liefert Fachleuten und anderen Interessierten einen Einblick in den aktuellen Diskurs um Kindheit und Geschlecht. Positiv fällt auf, dass auch Zwischenergebnisse vorgestellt werden, was den wissenschaftlichen Austausch fördern dürfte. Sehr schön ist auch die differenzierte und sensible Einführung, die darauf hinweist, dass die Wirklichkeit der Kinder und der Verlauf ihrer geschlechtlichen Entwicklung auch nicht mit noch so zahlreichen empirischen Studien „vermessen“ werden kann (12). Trotzdem ist die Wahrnehmung des Faktors Geschlechtsidentität für den erziehungswissenschaftlichen Diskurs ebenso notwendig wie für die Praxis beispielsweise in Kindergarten und Schule. Wichtig hierfür sind kluge Interpretationen der Befunde zum Thema

Kinder und Geschlecht. Solche theoretisch fundierten und weiterführenden Reflexionen sind in diesem Buch zu finden.

Annegret Erbes

Zum Einfluss der Schule auf die Sozialisation von SchülerInnen in Genderperspektive

Davina Höblich (2010) Biografie, Schule und Geschlecht. Bildungschancen von SchülerInnen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (296 S., 34,95 Euro).

Der vorliegende Band untersucht im Rahmen einer rekonstruktiven empirischen Studie die Zusammenhänge von Schule, Biografie und Geschlecht am Beispiel einer Waldorfschule, um zu zeigen, wie Mädchen und Jungen „Anforderungen und Bilder von Weiblichkeit und Männlichkeit innerhalb ihrer eigenen Selbstkonstruktion“ (11) im Rahmen schulisch-institutioneller Deutungsmuster und Angebote verarbeiten. Aus diesem Grund beschäftigt sich Höblich einerseits mit „Identitätskonstrukten, Habitusformationen und SchülerInnenbiografien“ sowie auch mit „lehrerInnenseitigen und schulkulturell verbürgten Bildern idealer weiblicher und männlicher SchülerInnen“ (11). Die geschlechterthematischen biografischen Selbstentwürfe der SchülerInnen werden in Bezug gesetzt zu konkreten Lehrpersonen und zu der schulkulturellen Ebene (39 ff.).

Zunächst wird hierzu der Stand der qualitativen Forschung zum Zusammenhang von Biografie, Schule und Geschlecht dargestellt (14-40). Schwerpunkte bilden die Unterkapitel „Geschlechterbezogene Schulforschung“ und „Pädagogische Befunde zu Schule und schulischer Sozialisation“. Hierbei wird zeitlich weit zurückgegangen, wodurch u.a. auch paradigmatische Wechsel im Forschungsfeld nachgezeichnet werden können.

Danach schließen sich theoretische Vorüberlegungen zum Themenkreis Geschlecht, soziale Konstruktion von Geschlecht, Sozialisation, Habitus und Biografie an (41-56) sowie zu methodischen Orientierungen und eine Darstellung des eigenen methodischen Vorgehens (57-89). Objektiv-hermeneutische Rekonstruktion, narrative Interviews und Narrationsanalyse sowie Gruppendiskussionsverfahren und Dokumentarische Analyse stellen die methodischen Verfahren dieser qualitativ-rekonstruktiven Studie dar und werden vertieft erläutert.

Höblich versteht sich, und dies klärt die Autorin bereits im Vorwort, bezogen auf das Konzept der Waldorfschulen als sympathisierende, aber kritische Erziehungswissenschaftlerin (7). Zur Klärung des Fokus der Untersuchung wird deutlich gemacht, dass es sich um „eine empirische Untersuchung *an* einer Waldorfschule und nicht *über* Waldorfschulen“ (81, Herv. i.O.) handelt, bevor dieses reformpädagogische Konzept skizziert und hierbei insbesondere

auf für die Studie relevante Aspekte, so bspw. das Thema Geschlecht in der Waldorfpädagogik, eingegangen wird.

Den größten Raum widmet Hüblich der Darstellung der qualitativen Ergebnisse (90-264). Hierzu gehören zwei Fallstudien von SchülerInnen (Martin: „mein Vater, also mein damaliger“ und Anna: „...also früher, war ich Einzelkind, sechs Jahre“) und die Rekonstruktion pädagogischer Deutungsmuster auf verschiedenen Ebenen in der Schule (Klassenlehrerin und LehrerInnenschaft). Im folgenden Abschnitt „SchülerInnenbiografie, Schule und Geschlecht“ werden die Ergebnisse der Biografie- und Institutionenanalyse trianguliert.

Das Abschlusskapitel diskutiert die Ergebnisse dieser Studie und zieht schul-, professions- und sozialisationstheoretische Schlussfolgerungen. „Die Befunde zeigen deutlich, wie sich geschlechterbezogene Vorstellungen und Erwartungen an die SchülerInnen als Habituspräferenzen in der symbolischen Ordnung der Schulkultur auf den unterschiedlichen Ebenen der Institutionen ablagern und gegeneinander verschoben, aber auch legitimiert werden“ (265). Betont bzw. gefolgert wird daher auf der schultheoretischen Ebene das Erfordernis systematischer Reflexion von Heterogenität bzw. Diversity im Rahmen der Schulentwicklung (268). In professionstheoretischer Perspektive zeigt Hüblich, dass insbesondere in den projektförmigen Unterrichtsettings „eine deutliche Geschlechterbias“ (268) im LehrerInnenhandeln analysiert wurde und folgert daher, dass offene Unterrichtsformen im Sinne von Bildungsgerechtigkeit mehr Reflexion und professioneller „Abfederung“ bedürfen (271).

Die Fallrekonstruktionen der Studie zeigen zwar „Auswirkungen benachteiligender Einflüsse und etikettierender Selbst- und Fremdattribuierungen auf die individuelle Entwicklung“ (271), jedoch auch einen aktiven Umgang und aktive Verarbeitung dieser Einflüsse durch die SchülerInnen. Bezogen auf die sozialisationistischen Wirkungen kommt Hüblich zu dem Ergebnis, dass zwar „direkte und indirekte Genderinszenierungen seitens der Lehrkräfte“ (271) nicht unterschätzt, jedoch in ihrer Wirkmacht auch nicht zu kurz interpretiert werden dürfen, da sich in den Fallstudien bei den SchülerInnen Differenzen in den Verarbeitungsmustern nachweisen ließen. Allerdings führten diese Differenzen „nicht notwendigerweise zu Konfliktlinien im schulbiografischen Passungsverhältnis“ (271 f). So konnte die Autorin etwa zeigen, dass die Deutungshorizonte der LehrerInnenschaft zwar nach Geschlechtern differenzieren, dass dies jedoch von den SchülerInnen nicht als sexuell diskriminierend, sondern als Auswirkung institutioneller Macht und Asymmetrie erlebt bzw. verarbeitet wurde. Hüblich spricht hier von einer „Schülerstrategie des ‚undoing gender‘“ (254 f). Sie folgert daher, dass die Bezugskategorien schulischer Erwartungsstrukturen und biografischer Verarbeitungen auf Seiten von SchülerInnen und LehrerInnen „systematisch rekonstruiert und aufeinander bezogen werden“ müssen, um den Einfluss der Schule auf die Geschlechtersozialisation analysieren zu können (273).

Da es sich bei dieser Studie um eine Qualifizierungsarbeit handelt, ist sie nur für LeserInnen geeignet, die sich im Themenfeld bereits gut auskennen und sowohl die erforderliche ‚Ausdauer‘ als auch das Interesse an qualitativer Forschung mitbringen.

Rezensionen zum Thema
,Kultur‘

Ruth Brand-Schock

Vom Bordell in Buenos Aires zum Pariser Salon: Getanzte und gesungene Geschlechterstereotypen im Tango Argentino

Magali Saikin (2004) *Tango und Gender. Identitäten und Geschlechterrollen im Argentinischen Tango*. Stuttgart: Abrazos (246 S., 18,00 Euro).

Über den Argentinischen Tango wurden schon Untersuchungen unter verschiedenen Aspekten angestellt: Er war Thema in Geschichte, Musikwissenschaft und Soziologie. Magali Saikin hat nun auch eine Betrachtung des Gender-Aspektes hinzugefügt. In ihrer Analyse von Texten Argentinischer Tangos untersucht die Philosophin das Geschlechterverhältnis und seine Veränderungen im Laufe der Entstehung und Fortentwicklung der Tangokultur und stellt dabei auch Bezüge zu DenkerInnen wie Hélène Cixous, Jacques Derrida und Judith Butler her. Dabei zeigt sie, wie sich die Inhalte der Texte durch den Aufstieg des Tangos vom anrühigen Tanz in den Rotlichtvierteln von Buenos Aires hin zum kulturellen Vergnügen der Mittelschicht veränderten und dabei dennoch die Hierarchisierung zwischen Mann und Frau aufrecht erhielten. Die Veränderung der Inhalte der Tangotexte wurde verschiedenen Analysen unterzogen. Die meisten AutorInnen, so Saikin, erklärten anhand der Tangos jedoch die Entwicklung des Mannes von Buenos Aires und verwechselten den Mann mit der gesamten Gesellschaft der Stadt am Río de la Plata, indem sie die männliche als die menschliche Perspektive verallgemeinerten (s. Fußnote 103). Saikin stellt dieser lückenhaften Perspektive eine Analyse der Geschlechterverhältnisse anbei, wie sie in einer Reihe exemplarischer Tangotexte aus verschiedenen Jahrzehnten dargestellt werden. Zudem sucht sie insbesondere auch nach Spuren eines homosexuellen Diskurses in der Gossensprache *lunfardo*, in der die ersten Tangotexte entstanden. Ihre Hypothese ist dabei, dass die doppeldeutige homosexuelle Konnotation in den späteren Interpretationen bewusst vertuscht wurde und so eine wesentliche Dimension der frühen Tangokultur zum Verschwinden gebracht werden sollte. Tango Argentino wurde und blieb somit offizieller Ort der Heterosexualität *par excellence*.

Ihre Analyse beginnt sie bei den frühen Texten aus den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts, die sich in den Rotlichtvierteln in Buenos Aires entwickelten und schließt dem eine Betrachtung späterer Salontango-Texte an. Hier unterscheidet sie zwischen der offiziellen Geschlechtergeschichte im ersten Kapitel, der sie eine „inoffizielle Geschichte“ – die des homosexuellen Diskurses – im zweiten Kapitel folgen lässt. In einem weiteren Kapitel nimmt Saikin eine Betrachtung von Karneval und Maskerade als zeitlich begrenzte Orte vor, in denen der inoffizielle Diskurs des Tango Argentino seinen Ausdruck finden konnte. Hier findet der/die LeserIn eine Darstellung des Karnevals während der frühen Zeit des Argentinischen Tangos, aber auch die Geschichte einzelner TangosängerInnen und TänzerInnen, die in ihren Texten, Auftritten und ihrem

Lebensstil mit Stereotypen beider Geschlechter und homoerotischen Elementen spielten.

Die Tangotexte Ende des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts in den Rotlichtmilieus in Buenos Aires thematisierten vor allem das Verhältnis zwischen Zuhältern und Prostituierten. Dabei wurde Gewalt gegenüber den wirtschaftlich und emotional abhängigen Frauen naturalisiert und als moralisch gut bewertet. Der Macho lebte von seiner Prostituierten, die ihm das durch den Verkauf ihres Körpers erwirtschaftete Geld geben musste, das er dann für Glücksspiel und ein entspanntes Leben nutzte. Die Prostituierten wurden in den Tangotexten als naiv und treu beschrieben. Um die Aufmerksamkeit des Mannes – ihres Zuhälters – zu erlangen, strebten sie sogar an, von ihm geschlagen zu werden. Männer belogen ihre Frauen und empfahlen dies in den Texten auch anderen Männern.

In den 1920er Jahren fand der Tango in Paris in der Mittelschicht Verbreitung und schaffte über diesen Umweg auch den Sprung in die gut situierte Mittelschicht Argentinien. Durch diesen sozialen Aufstieg erfuhren die Zuschreibungen an die Geschlechterrollen eine Umdeutung: Dieselben Aspekte und Eigenschaften wie Verlogenheit, Untreue und Materialismus, die anfangs dem männlichen Verhalten zugeschrieben wurden, wurden nun zu weiblichen Verhaltensweisen. Dieser Übergang war aber nicht neutral, sondern ging mit einer intensiven ethischen Abwertung dieser Verhaltensweisen einher. Der moralisch überlegene und gefühlvolle Mann des neueren Tangos kehrte auch die Genderrollen um. Aspekte, die im Bordelltango ganz und gar weiblich waren, wurden Bestandteil des männlichen Benehmens. Die Lüge wandelte sich von einer löblichen Haltung des betrügerischen Mannes zu einer wesentlichen und angeborenen Eigenart der Frau. Ebenso wie die Verlogenheit wurden Untreue, Materialismus und Schlaueit zu unmoralischen und natürlichen Eigenschaften der Frau, die in den Texten die Hörenden von der weiblichen Verwerflichkeit überzeugten. Damit nahm die Funktionalisierung der Frau durch den Mann neue Formen an: Anstatt direkter körperlicher Gewalt des Mannes gegen die Frau kam es nun zu einer moralischen Hierarchisierung. Diese starke Abwertung der Frauen schlug sich auch in der Rezeption der TangoautorInnen nieder: So konnten sich die wenigen Tango-Texterinnen praktisch gar nicht in der Kanonisierung der Tangoautoren platzieren.

Ein weiterer Aspekt der Analyse widmet sich der ‚inoffiziellen Semantik‘ des argentinischen Tangos. In dieser Subkultur identifiziert die Autorin Spuren eines homosexuellen Diskurses, der ebenfalls durch einen binären hierarchischen Gegensatz geprägt ist, diesmal zwischen Heterosexualität und Homosexualität. Um diese versteckte Welt aus den Texten heraus zu kristallisieren, nutzt Saikin die Technik der doppelten Lesart, um nicht nur das geschriebene bzw. gesungene Wort zu deuten, sondern im *lunfardo*, einem dem Tango eigenen Jargon aus dem Rotlichtmilieu, die Spuren der homosexuellen Identität zusammenzusetzen. In dieser der übrigen Welt verborgenen Sprache gibt es eine Fülle von Ausdrücken mit Doppelbedeutungen: *Canario* bedeutet beispielsweise ‚100-Peso-Schein‘, aber auch ‚Penis‘ oder ‚Homosexueller‘ und eröffnet somit eine

zweite Bedeutungsebene. Auch die professionellen Tangosänger und -tänzer als Träger einer homosexuellen Identität werden behandelt: So trat der berühmte Carlos Gardel zwar stets als Heterosexueller auf und thematisierte in seinen Texten auch ausschließlich heterosexuelles Begehren. Er blieb jedoch privat stets ohne Partnerin und umgab sich ausschließlich mit jungen Männern, mit denen er sich auch ein gemeinsames Leben im Alter vorstellte.

Der Machismo fand nach Saikins Deutung in den Tangotexten ein Medium, um negativ auf die Frau zu reagieren, die ihm von der Gesellschaft als obligatorisches Objekt des männlichen Begehrens aufgezwungen wurde.

Im herablassenden Benehmen gegenüber der Frau ist es dem homosexuellen Mann möglich, zumindest teilweise die Distanzierung zu leben, die er für die Frau empfindet, indem er die Tatsache überspielt, dass sein Begehren für sie gar nicht existiert. Die lesbische Frau andererseits kann männliche Verhaltensweisen für sich beanspruchen, wobei sie sich hinter der ‚Theatralik‘ versteckt, welche diese Handlungen zu von der heterosexuellen Norm akzeptierten Akten macht, ohne dass es deswegen notwendig wäre, sich deswegen definitiv zu marginalisieren. (234)

Das Fest *par excellence* des Tango Argentino war der Karneval. Er bot dem marginalen Diskurs Möglichkeiten, seine Taktiken zu entwickeln und Mittel für seinen Ausdruck zu finden. Deshalb deutet Saikin den Karneval als Ort, wo man auf Festen und in Milongas Eigenschaften, Verhaltensweisen und Masken annehmen kann, mit dem Ziel die Gender-Rollen auszuweiten (198). Als Hinweis darauf zieht sie Profi-Interpreten heran, die sich freiwillig verkleideten, transvestierten und andere Gender-Identitäten annahmen. Um dies zu belegen, greift Saikin exemplarisch den Tango „Malevaje“ von Discépolo auf. Die Öffnung der Gender-Identitäten weitete sich schließlich auf das ganze Jahr aus, belegt durch die Auftritte von Frauen in Männerkleidern, die es ermöglichten, dass auch Carlos Gardel einen Tango mit einer weiblichen Sprecherin interpretieren konnte, ohne Verwunderung zu ernten (231). *Crossdressing* und *doing gender* eröffneten somit der anfangs streng patriarchalischen und heteronormativen Tangokultur neue Dimensionen.

Das Buch ist eine erhellende Lektüre für alle, die sich für Tango Argentino interessieren und sich genauer mit den Inhalten der Liedtexte befassen möchten. Allerdings erfasst Saikins Analyse lediglich die klassische Tangoliteratur. Tango Nuevo und Neo Tango, neuere Strömungen der Tangokultur, die auch die Einhaltung von Gendergrenzen sowohl im Tangostil als auch in ihren Texten weniger rigide einfordern, bleiben außen vor. Dennoch können die LeserInnen sich ein detailliertes Bild von den verborgenen Bedeutungsebenen klassischer Tangotexte machen – und die bilden schließlich auch das gedankliche Fundament modernerer Tangokultur.

Eva Kästle

Der Sex und die Popkultur

Martin Büsser/ Roger Behrens/ Jonas Engelmann/ Johannes Ullmaier (2007) Hg. *Testcard* Nr. 17: Sex. Mainz: Ventil Verlag (288 S., 14,50 Euro).

Das Reden über Sex war in linken, feministischen Diskursen lange Zeit ein verpöntes Thema. Bedeutete in den 1970er Jahren die Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse unmittelbar auch das Ausleben der eigenen Sexualität, war die gesamte Thematik nur ein Jahrzehnt später lediglich durch ein Stillschweigen gekennzeichnet. Öffentlich wurde über Sexismus debattiert, die schönen Seiten von Sex dagegen wurden streng ins Private verbannt. Seit einiger Zeit erfährt der Sex in der Linken eine Rückkehr und nimmt einen völlig neuen Stellenwert ein. Sex als Thema ist aus der aktuellen Genderdebatte nicht mehr wegzudenken, was zahlreiche Publikationen, die der Frage nach selbstbestimmter und befreiter Sexualität nachgehen, zeigen. So widmet sich auch die 17. Ausgabe der *testcard* – Zeitschrift für Popkultur – dem Gegenstand Sex und Linke. Denn „Zwänge und Normen geben Gründe genug, das Gerede über Sex nicht den Nachmittags-Talkshows zu überlassen, sondern zu intervenieren und auch als sogenannte Linke und Intellektuelle über Sex zu schreiben“ (5). Im Mittelpunkt der Ausgabe steht die Frage nach den Möglichkeiten der Sexualität und des Begehrens jenseits patriarchalischer Strukturen.

Die vielfältige Auswahl der Beiträge ermöglicht einen bunten, gelungenen Einblick in die Thematik. Mit den relativ kurzen Artikeln werden viele Fragestellungen zwar nur gestreift, auf diese Weise wird jedoch für eine vielschichtige, abwechslungsreiche Einführung in dieses nahezu unerschöpfliche Themengebiet gesorgt. Die *testcard* eignet sich damit hervorragend, um einen Überblick über die Bedeutung der Sexualität für die Linke zu bekommen, der Lust auf ein vertiefendes Weiterlesen macht.

Besonders gelungen ist die Praxisnähe vieler Artikel, die zum Nachmachen und Ausprobieren einlädt. So erfahren die Leser_innen Wissenswertes über die Organisation einer Sexparty und bekommen Empfehlungen zu pornografischer Literatur. Teilweise sehr persönliche Artikel tragen dazu bei, dass Sexualität nicht nur theoretisch behandelt wird. Ein Bericht aus dem Alltag einer Transbeziehung von Jasper Nicolaisen beschreibt die Rechtfertigungszwänge, denen man ausgesetzt ist, wenn der/die Partner_in sein/ihr Geschlecht wechselt. In einem anderen Text erzählt die Autorin noi von ihren Erfahrungen aus einem *Bondage-Workshop*.

Aber auch theoretische Überlegungen kommen mit Aufsätzen über den Stellenwert der Sexualität in der Gesellschaft oder den Zusammenhang von Sex und Kapitalismus nicht zu kurz. Aufschlussreich ist der Ansatz der ‚sexuellen Arbeit‘, der in diesem Zusammenhang von Michaela Wünsch im Interview mit Renate Lorenz vorgestellt wird und queere Perspektiven mit einer Kritik an neoliberalen Arbeitsverhältnissen verbindet.

Auch die Seiten der Sexualität, die zur Aufrechterhaltung patriarchalischer und heterosexistischer Strukturen beitragen, werden angesprochen. Der Aufsatz „Schwule Frauen, lesbische Männer. Geschlechternormen im deutschen Transsexuellengesetz“ von Ron Steinke widmet sich Geschlechternormen in deutschen Gesetzen und der Diskriminierung jener Menschen, die sich nicht einem eindeutigen Geschlecht zuordnen lassen wollen oder können. Im Gespräch von Tim Süttgen mit Laura Maria Agustin wird über den Zusammenhang von Sexarbeit und Migration gesprochen und gleichzeitig eine Kritik an denjenigen, die Sexarbeiterinnen helfen wollen, formuliert, da sie diese als passive Opfer behandeln. Weiter wird im Beitrag „For your pleasure. Fragmente einer Porno-Komparatistik“ von Martin Büsser das Frauenbild in Mainstream-Pornos analysiert oder im Beitrag des Berliner Projekts L „Shrek, Tokio Hotel und der nicht-virtuelle Körper“ das Konzept des *antiloookism*, das gängige Schönheitsnormen angeht, vorgestellt.

Der Band widmet sich ausführlich der Pornografie, es werden nicht nur ihre sexistischen Aspekte erwähnt, ebenso sucht Kerstin Stakemeier in „Come. Möglichkeiten eines GEILEN Pornos“ nach den Möglichkeiten alternativer Formen des Pornos, die nicht die Unterwerfung williger Frauen beinhalten und somit zur Reproduktion der Geschlechterordnung beitragen. Das bedeutet „Sex, der nicht fickt, was er kontrollieren kann, sondern dessen Begehren sich dynamisch verhält, dessen Objekte auch in Momenten Subjekte sein können“ (90).

Als ein weiterer Aspekt des Themenkomplexes wird der Umgang mit Sexualität in der Populärkultur behandelt. Während Thorsten Nagel in „This is not a love song“ feststellt, dass (Hetero-)Sexismus in Pop und HipHop keine Seltenheit ist, wird von Chris Wilpert in „No Sex, Please!“ im deutschsprachigen Indie und Punk vergeblich nach Sex gesucht. Daneben stehen Porträts von queeren Bands wie *lesbians on ecstasy* von Martin Büsser und Sonja Eismann oder *kids on tv* von Benedikt Köhler. Auch der Frage nach Sexualität im Kino wird in Besprechungen in einer Bandbreite von Filmen nachgegangen – von Filmen, die sich heterosexuellen Normen widersetzen, bis hin zur Rezeption von Sex in Horrorfilmen.

Vergnüglich sind die Artikel, die an eigene Sexualitätserfahrungen erinnern, wie der Beitrag „Mit Lust gegen die Gesellschaft“ von Mick Schulz über Sex in alten Bravo-Heften.

Nicht sehr gelungen hingegen erscheint der Beitrag „Goodbye Schmutzlecke!“ über das *Jungsheft* von Katja Peglow, ein Pornomagazin, das auf die Bedürfnisse von Frauen geschnitten ist. Zwar ist die Idee, Pornografie speziell für Frauen anzubieten, prinzipiell eine sehr begrüßenswerte, da sie bisher als Konsumentinnen aus diesem von Männern dominierten Bereich ausgeschlossen waren. Dennoch arbeitet das Jungsheft ausschließlich mit hegemonialen Schönheitsvorstellungen. Die Herausgeberinnen der Zeitschrift betonen zwar, dass übliche Klischees von omnipotenten, starken Typen mit knackigen Hintern vermieden werden, Menschen, die gemeinhin als unattraktiv gelten, sind in der Zeitschrift trotzdem nicht zu finden. Das impliziert, dass man eben doch nur die den gängigen Schönheits- und Körpernormen entsprechenden Menschen

attraktiv finden darf und den in einigen Artikeln vorher kritisierten *lookism* praktiziert.

Dennoch zeigt die *testcard* mit ihren vielschichtigen Beiträgen, dass es sich gelohnt hat, das Schweigen über Sexualität, Begehren und Pornografie aufzubrechen, um über Formen des Sex, die jenseits patriarchalischer Muster liegen, zu verhandeln.

Rezensionen zum Thema
,Literaturwissenschaft‘

Claudia Zilk

Das ewig Weibliche zieht sie hinab...?

Brüske, Anne (2010) *Das weibliche Subjekt in der Krise. Anthropologische Semantik in Laclos' Liaisons dangereuses*. Heidelberg: Winter (323 S., 45 Euro).

Die zentralen weiblichen Figuren in den *Liaisons dangereuses* von Pierre-Ambroise Choderlos de Laclos (1782) scheitern: Sie sterben, gehen ins Kloster oder ins Exil – psychisch und physisch zerstört. Woran liegt's? Die bisherige Forschung hat die Gründe vor allem in der jeweiligen Persönlichkeitsstruktur der Figuren, aber auch in gesellschaftlichen Faktoren gesucht.

Angesichts der umfangreichen Forschungsdiskussion scheint es mutig, sich dieser Frage noch einmal zu stellen. Anne Brüske tut es in ihrer Dissertationsschrift *Das weibliche Subjekt in der Krise* dennoch – mit der Begründung, dass eine neue (kulturwissenschaftliche und damit umfassendere) Herangehensweise neue Erkenntnisse bringen könne.

Ihre Arbeitshypothese: Das Scheitern der „weiblichen Subjekte“ sei in der dem Roman zugrunde liegenden und in ihm verhandelten Anthropologie angelegt. Das heißt, Brüske nimmt an, dass in dem Text Annahmen über das Wesen des Menschen (und im Besonderen der Frau) zum Ausdruck kommen, die jeder individuell-persönlichen oder sozialen Ebene der Figuren vorgelagert sind. Um diese These zu überprüfen, verbindet sie (literatur-)anthropologische, soziohistorische und geschlechterwissenschaftliche Methoden und Theorien zu einer „Historischen Anthropologie der Literatur“ (293). Doch – so lautet das etwas ernüchternde Ergebnis – ist es letztlich nicht etwa eine spezielle weibliche Anthropologie, die das Scheitern der Figuren verursacht, sondern das gesellschaftlich-soziale Umfeld der Figuren. Also doch nichts Neues? Vielleicht nicht in der Antwort auf diese Frage. Aber auf dem Weg zu dieser Antwort kann Brüske neue Zusammenhänge aufzeigen und Interpretationsansätze liefern, die Beachtung verdienen.

Das Kernstück der Arbeit ist die Analyse der einzelnen Figuren, die unter unterschiedlichen Aspekten beleuchtet werden: Anhand der Selbst- und Fremddarstellungen in den Briefen der einzelnen Charaktere erarbeitet Brüske Charakterisierungen und Selbst- sowie Rollenverständnisse, Konzepte von Moral und Erziehung, Liebe und Leidenschaft. Dabei konstatiert sie für die einzelnen weiblichen Figuren vor allem ein Bedürfnis nach Intimität – sowohl in Bezug auf Kommunikation als auch auf Liebe – sowie eine sich in den existierenden gesellschaftlichen Interaktionsformen (v.a. auch in den institutionalisierten Zweierbeziehungen „Allianze“ und „außereheliche Intimbeziehung“) manifestierende Geschlechterhierarchie, die auf der Figuren- und gesellschaftlichen Ebene ein Scheitern der weiblichen Charaktere zur Folge haben.

Doch Brüske geht noch einen Schritt weiter: Sie stellt sehr klar heraus, dass die fiktiven Briefe des Romans auf der Ebene der Figuren Identitäten konstru-

ieren und zugleich durch Widersprüche auch die Unmöglichkeit authentischer Subjektivität thematisieren. Letztlich verweisen sie aber auf anthropologische Entwürfe des Autors Laclos, dessen „weibliche Anthropologie“ Brüske im ersten Teil anhand seiner Schriften zur weiblichen Erziehung erarbeitet. Demnach sieht Laclos die soziale Ungleichheit der Frau nicht in einer biologisch-natürlichen Unterlegenheit oder prinzipiellen Andersartigkeit begründet, sondern identifiziert sie in vehementer Zivilisationskritik als ausschließlich gesellschaftlichen Missstand. Dieses Konzept findet Brüske nun auch im Roman wieder: Sie kann die These einer „weiblichen Sonderanthropologie“, die das Scheitern der Frauen im Roman quasi-biologisch determiniere, „nicht nachhaltig erhärten“ (300), vielmehr blicken „Mann und Frau (...) auf höchst ähnliche anthropologische Dispositionen zurück, so dass die Scheidelinie weniger zwischen männlich und weiblich als zwischen kartesischen kopfbestimmten und körper- bzw. affektbestimmten Subjekten gezogen werden müsste“ (288).

Neu an diesem Ergebnis ist die soziohistorische Kontextualisierung: So kann Brüske auf der Grundlage der im ersten, theoretischen Teil der Arbeit vorgestellten Konzepte zeigen, dass die sich im gesellschaftlichen Diskurs der Zeit (Ende 18. Jahrhundert) langsam durchsetzende Differenztheorie in Bezug auf die Geschlechterkonzeption sowie das laut Luhmann in dieser Zeit im Entstehen begriffene Konzept intimer Zweierbeziehungen in den *Liaisons* bereits verhandelt werden, aber noch negativ belegt bleiben und als Gefahr für die bestehende Sozialordnung wahrgenommen werden. Derartige außertextuelle Bezüge legitimiert Brüske dabei ebenfalls in Rückgriff auf Luhmann und dessen Konzept der parallelen Existenz, aber gegenseitigen Beeinflussung von Gesellschaft und literarischem Diskurs.

Unklar bleibt allerdings, warum Brüske der Darstellung der Subjektkonzeptionen Montaignes, Descartes' und Pascals so viel Platz einräumt: Sie bilden in ihren Augen zwar die Hintergrundfolie, vor der die im Roman gespiegelten Diskurse über Subjektivität stattfinden, dennoch kann sie nur einzelne Aspekte der komplexen Theorien Descartes' und Pascals auf die Ergebnisse ihrer literaturwissenschaftlichen Analyse beziehen (z.B. die kartesische Trennung von *res cogitans* und *res extensa*). Damit erscheint die Rezeption dieser Theorien sehr selektiv und bringt im Grunde keinen Erkenntniszugewinn, sondern lediglich die Möglichkeit, Brüskes Ergebnisse in die von Descartes und Pascal entwickelten Termini zu hüllen.

Obleich Brüske sehr reflektiert mit der Kritik an den von ihr ausgewählten Theorien umgeht (vgl. z.B. Anm. 2, 40), wird nicht immer deutlich, auf welche Kriterien sie ihre Theorie-Auswahl stützt – warum sie beispielsweise Luhmann zugrunde legt und nicht etwa Foucault; warum sie den Subjektivitätskonzepten so viel Raum gibt, nicht aber ausführlicher auf Rousseau eingeht, dessen methodischer Kunstgriff des Naturzustands des Menschen Laclos doch so stark beeinflusst hat. Ihre Auswahl erscheint dabei alles in allem nicht unreflektiert, sie wird nur nicht in allen Punkten transparent.

Brüskes Analyse der dem Roman zugrunde gelegten Anthropologie offenbart (unter Rückgriff auf die theoretischen Schriften des Autors) die Annahme eines „universalmenschliche[n] Konflikt[s] von *passio* und *ratio*“ (288), der dann jedoch aufgrund der Asymmetrie des Geschlechterverhältnisses und der moralischen Normen der Gesellschaft das weibliche Subjekt in eine Krise stürzt. Insofern bietet die Arbeit letztlich keine neue Antwort auf die Frage nach dem Scheitern der weiblichen Figuren, aber ein besseres und umfassenderes Verständnis des Romans und eine differenziertere Sicht auf Autor und Figuren.

Caroline Günther

Und die Reise geht weiter: Subjektkonzeptionen, Identitätskonstruktionen, Autorschaftsreflexionen und -transformationen an den Schnittstellen von Wissenschaft und Kunst

Insa Härtel (2009) Symbolische Ordnungen umschreiben. Autorität, Autorschaft und Handlungsmacht. Bielefeld: transcript Verlag (326 S., 32,80 Euro).

Alma-Elisa Kittner (2009) Visuelle Autobiographien. Sammeln als Selbstentwurf bei Hannah Höch, Sophie Calle und Annette Messager. Bielefeld: transcript Verlag (338 S., 29,80 Euro).

Autobiografien gelten gemeinhin als literarische Gattung – und selbst innerhalb der Literaturwissenschaft, sind sie einerseits aufgrund ihrer Unabgrenzbarkeit zu Genres wie dem Tagebuch oder den Memoiren sowie andererseits hinsichtlich Fragen nach Ästhetik und Referentialität umstritten. Dazu kommt erschwerend die seit den 1960er Jahren im Kontext vornehmlich französischer Poststrukturalist_innen geführte Diskussion um den ‚Tod des Autors‘ sowie darauf fußend Fragen nach Identitätskonstruktionen und -konzeptionen im und durch den Akt der Kunstproduktion. Wer oder was bitte ist der Autor eines Werkes? (Ich benutze an dieser Stelle die männliche Form, da es sich beim Begriff des Autors um eine literaturwissenschaftliche Analysekategorie handelt, die ich, auch wenn historisch anders tradiert, zum Zwecke dieses und jedes anderen, sich Gender-Thematiken bewussten Textes resignifiziert als geschlechtslos verstanden wissen möchte.) Handelt es sich dabei um eine bereits vor dem Werk existierende Entität oder aber um eine Illusion, die sich performativ im Prozess des Schreibens erst selbst erschafft? Gibt es überhaupt so etwas wie ‚Identität‘, verstanden als stabile, kohärente Existenzweise eines Menschen, Identität als etwas, das man hat, das man ist, von Geburt an sozusagen? Und, nehmen wir der Einfachheit halber an, Identität entstünde prozessual und retrospektiv in Verbindung zu kulturell tradierten Konzeptionen derselben, welche Rolle spielen dann im Zeitalter technischer Reproduzierbarkeit Speichermedien wie der Film oder die Fotografie?

All diese Aspekte mögen bereits an diesem Punkt der Darstellung verschlungen, verschachtelt und fast schon unübersichtlich anmuten, doch damit ist es noch immer nicht getan – es lebe die Erhöhung von Komplexität. Denn sowohl die mittlerweile wohl in allen Wissenschaftsdisziplinen angekommene Ein- bzw. Ansicht der Kontingenz von Disziplingrenzen sowie deren Instrumentarien (Methoden, Theorien, Fragestellungen) als auch die Kritik an Objektivitätskonzeptionen mitsamt der daran geknüpften Unmöglichkeit von Erkenntnisgewinn im Sinn eines absoluten Erkennens von Sinn führen zu kulturellen Wissensproduktionen auf der Grundlage von Inter- und/oder Transdisziplinarität. Um der Komplexität aller Erscheinungen – seien es nun in einem soziologischen Sinne spezifische Verhaltens- und Handlungsweisen, in einem literaturwissenschaftlichen Sinne spezifische textuelle Schreib- und Lesweisen, in einem philosophischen Sinne spezifische Seinsweisen oder in einem biologischen Sinne spezifische Körperstrukturen und -manifestationen – wenigstens in Ansätzen Rechnung zu tragen (denn, wie bereits erwähnt, schwindet der hermeneutische Glaube an holistisches Erkennen zunehmend), weiten sich Fragestellungen sowie Analysemethoden aus. So stellen bspw. biografische Interviews als Kombination einer literarischen Gattung, der Biografie, mit einer soziologischen Erhebungsmethode, dem Interview, eine gängige Forschungspraxis dar. Oder, ausgeweitet auf eine universitär-institutionelle Ebene, vereinigen heute die Kulturwissenschaften geistes-, sozial- und kulturwissenschaftliche Theorie- und Methodenmodelle innerhalb einer Wissenschaftsdisziplin. Nicht weiter überraschend ist es vor diesem Hintergrund verwischender Grenzen und sich transformierender sowie modifizierender Grenzziehungen, dass sich wissenschaftliche Theorien und künstlerische Produktionen reziprok verhalten. Nicht nur Wissenschaftler_innen bedienen sich für ihre Forschungen verschiedener, auch ehemals disziplinärer Untersuchungsmethoden, besonders auch Künstler_innen kombinieren und eignen sich unterschiedliche Genres, Narrationsstrukturen sowie Medien für ihre Produktionen an.

Zwei aktuelle Arbeiten, die sich innerhalb dieses skizzierten Kontextes situieren, stehen im Zentrum der vorliegenden Rezension: die Dissertationschriften von Insa Härtel mit dem Titel *Symbolische Ordnungen umschreiben. Autorität, Autorschaft und Handlungsmacht* sowie Alma-Elisa Kittners *Visuelle Autobiographien. Sammeln als Selbstentwurf bei Hannah Höch, Sophie Calle und Annette Messager*, beide 2009 im transcript Verlag der Reihe *Kultur- und Medientheorie* erschienen. Die Werke thematisieren Fragen des Verhältnisses von Identität, Autorschaft und Wissensproduktion vor dem Hintergrund diskursanalytischer Wirklichkeitskonstruktionen und bedienen sich poststrukturalistischer Theoriemodelle von Derrida, Foucault, Deleuze und Guattari (um an dieser Stelle nur einige der im deutschsprachigen Wissenschaftsbetrieb bekannteren Denker_innen zu nennen). Sie fokussieren dabei jedoch verschiedene Aspekte, arbeiten mit sich unterscheidendem Datenpool und gehen je unterschiedlich mit der Umsetzung und Durchführung von Interdisziplinarität um. Eine Verbindung beider Werke symbolisiert einerseits die Heterogenität von Sicht- und Arbeitsweisen und visualisiert damit andererseits zugleich die Pluralität wissenschaftlicher Wissensproduktionen auf der Grundlage rhizoma-

tischer Wirklichkeitskonzeptionen und -konstruktionen – um in Metaphern zu sprechen, die von beiden Autor_innen eingesetzt werden.

Alma-Elisa Kittner beschäftigt sich in ihrer Dissertationsschrift *Visuelle Autobiographien* anhand von Sophie Calles *Autobiographical Stories*, Hannah Höchs *Lebensbild* sowie Annette Messagers *Album-collections* mit Subjektkonzeptionen und deren künstlerischen Umsetzungen sowie Herstellungen. Bei den genannten künstlerischen Arbeiten handelt es sich um Collagen aus Text und Bild. Durch die Übertragung eines literarischen Genres, der Autobiografie, auf ein künstlerisches Medium, die Fotografie, situiert Kittner ihre Arbeit dezidiert in einer interdisziplinären Tradition, die sich die Auflösung und/oder Verschiebung von Disziplingrenzen auf die Fahnen geschrieben hat. Weiterhin treibt sie durch ihren Forschungsgegenstand die innerhalb literaturwissenschaftlicher Diskurse nach wie vor aktuelle Diskussion rund um das Genre ‚Autobiografie‘ voran bzw. modifiziert dieses durch die Ausweitung auf gemeinhin kunstwissenschaftliche Gegenstände. *Visuelle Autobiographien* definiert sie als „eine spezifische Form der Selbstdarstellung, die mit narrativen Strukturen arbeitet. Doch sind es nicht beliebige Narrationen, sondern solche, die sich an dem literarischen Genre der Autobiografie orientieren“ (23).

Das Genre der Autobiographie zeigt sich bei den drei Arbeiten insofern, als die Darstellung verschiedener Lebensstationen rückblickend versammelt, repräsentiert und kommentiert werden, die in der Gesellschaft als „einschneidend“ gelten und auf eine Abfolge von Lebensaltern hindeuten. Kindheit, Hochzeit, Schwangerschaft oder das erste sexuelle Erlebnis werden dabei ebenso thematisiert wie Reisen, das Erleben der Weltkriege oder künstlerische Einflüsse durch Freunde. (23 f)

Durch das Einbringen des eigenen Gesichts auf Fotos oder durch autobiografische Schilderungen wird Authentizität erzeugt – das rezeptionsästhetisch entscheidende Kriterium, um einen Text als Autobiografie zu deklarieren. Eine Differenz zwischen Rezipierenden- und Analysierendenseite erweist sich an dieser Stelle als effizient. Denn während es vielen Lesenden ausreicht, ein Gesicht zu sehen oder von einer sich als Ich titulierenden Stimme eine Geschichte erzählt zu bekommen, um diese als Geschichte eben dieses Gesichts oder dieser Stimme anzunehmen – eben als autobiografische Schilderung –, wollen sich Literaturwissenschaftler_innen nicht so einfach täuschen lassen. Man kann es ihnen nicht verdenken, schließlich ist ja ihre Aufgabe zu problematisieren, zu theoretisieren und abstrahieren – wozu brauchen wir sie denn sonst? Und weil es so einfach nicht sein kann/soll, subvertieren auch Kittners Künstlerinnen auf je spezifische Art eine In-Eins-Setzung von Autor_in – Protagonist_in – und Erzähler_in. Laut Kittner vermag die Verbindung von Autobiografie und Fotografie die ambivalenten Strukturen, von denen beide durchzogen sind, zu potenzieren: „Die Autobiographie und die Fotografie sind Formen, die das Erinnerte verlebendigen und im gleichen Zuge stillstellen“ (249). Verstärkt werde diese

doppelte Stillstellung und Authentifizierung durch die Überkreuzung mit der Sammlung.

Kittner kommt zu dem Ergebnis, dass die Arbeiten Calles, Höchs und Messagers sowohl poststrukturalistisch geprägt und am Konzept einer rhizomatischen Erzählung orientierte sind als auch auf hermeneutische Erzählmuster zurückgreifen, um in ihren und durch ihre Kunstproduktionen Identitätskonzepte zu entwerfen, die dem Selbstentwurf der Künstlerinnen dienen. Die Künstlerinnen eignen sich dabei kanonische Selbstdarstellungsmodi an und transformieren diese auf unterschiedliche Weise. Kittner situiert sie zwischen Affirmation und Subversion. Ihre klar strukturierte Arbeit dokumentiert die Vielfältigkeit möglicher textueller und visueller Selbstkonzeptionen und leistet durch ihren interdisziplinären Ansatz einen neuen Beitrag zu Autobiografiegedungsdiskussionen.

Härtel widmet sich in ihrer Arbeit *Symbolische Ordnungen umschreiben* den Themen Autorschaft, Autorität und Handlungsmacht auf einer anderen, theoretischeren Ebene – sie ergreift explizit „Partei für die Notwendigkeit deziidiert theoretischer Arbeit“ (21). Die ersten beiden, ihren Text einleitenden und diesen situierenden Sätze genügen, um mich bereits voll für ihre theoretischen Überlegungen zu begeistern:

An dem nun vorliegenden Text haben eine Reihe von Phantasien, vielerlei Affekte und Triebkräfte mitgewirkt. Diese herauszuarbeiten ist nicht explizit (oder nur sehr bedingt) Gegenstand dieser Studie – wohl aber die Frage, welche Rolle solche Dimensionen in aktuellen Konzepten kultureller Artikulationen spielen können. (9)

Sie genügen mir, weil ich sie nicht verstehe. Nicht, weil ich ihren ‚Sinn‘ nicht verstehe, denn das tue ich (behaupte ich zumindest), sondern weil ich sie theoretisch nicht einordnen kann. Was bitte sollen Phantasien, Affekte und Triebe (ob von der_/dem Autor_in oder dem_/der Erzähler_in ist eigentlich egal) in einer wissenschaftliche Arbeit? Handelt es sich dabei nicht gerade um solche subjektiven Aspekte, die durch wissenschaftliches Arbeiten ausgehebelt sein sollen, deren Ausschalten Objektivität, verstanden als Kriterium wissenschaftlicher Anerkennung, gewährleisten soll? Sie begeistern mich, weil Härtel damit genau das bewirkt, was sie vermeintlich nur beschreibt: Durch ihre Metaphorik und durch ihre Themenwahl schreibt Härtel mit an den symbolischen Ordnungen rund um Wissenschaftlichkeit und kulturelle Wissensproduktionen, und sie schreibt mit um. Verankert in der Tradition Haraways erscheinen die Wissenschaft, und damit Wirklichkeiten und Wahrheiten Produzierenden nicht länger als körperlose Entitäten jenseits der von ihnen beschriebenen Forschungsbereiche. Viel mehr, als dass sie ‚nur‘ beschreiben, schreiben sie durch ihre körperlich-leibliche Anwesenheit mit an den Konzeptionen und Konstitutionen ihrer Gegenstände. Deutlich wird dies auch an Härtels Materialauswahl und ihrem Vorgehen. In ihrer Arbeit bespricht sie vier theoretische Entwürfe und

zwei künstlerische Arbeiten, „welche allesamt eine Differenz zu herkömmlichen symbolisch-autoritativen Strukturen artikulieren“ (9).

Da sind Pierre Bourdieus (kultur-)soziologische *Reflexivitäts*-Überlegungen innerhalb seiner Habitus-Feld-Theorie; es finden sich Joan Copjec's lacanianischer Entwurf von *Sublimierung*, Luce Irigarays ‚dekonstruktiv‘-feministischer Ansatz eines ‚*Frau-Sprechens*‘ und Homi Bhabhas postkolonial gerahmter Zugang zu rebellisch-*interrogativer Handlungsfähigkeit*; schließlich haben wir Louise Bourgeois‘ ‚biographisch-unterfütterte‘ *Destruction of the Father* und Laibachs totalitär-*manipulative* Ost-Industrial-Inszenierung oder ähnliches mehr. (18; Hervorh. i.O.)

Die Auswahl der einzelnen ‚kulturellen Produktionen‘ – der Begriff verzichtet „auf die Abgrenzung des Feldes ‚geistiger‘, intellektueller oder künstlerischer Gestaltungen und bezieht potentiell sämtliche Lebensäußerungen und Praxen einer Gruppe mit ein“ (13 f) –, erfolgte hinsichtlich ihres Bezugs zum ‚Tod des Autors‘, ihrer Differenz zu paternal-symbolischen Ordnungen, ihrer Anschlussfähigkeit an psychoanalytische Theorie sowie hinsichtlich eines Rests, „der sich nicht methodisch oder theoretisch ableiten lässt“ (19) – einer psychoanalytischen Determination und deren An-Trieb der Kultur-Produzierenden, zu denen sowohl die Autorin Härtel als auch alle im Text besprochenen Autor_innen sowie alle Rezipierenden zählen. Während sich also in Kittners Arbeit Reziprozität und Reflexivität auf den Gegenstand ihrer Arbeit beziehen – auf die Wechselseitigkeit von Theoriediskussionen und Kunstproduktionen –, finden sie in der Arbeit Härtels auch Anwendung auf die eigene Arbeit: Denn wie sie endet mit den sich innerhalb westlicher Diskurse der letzten 30 Jahre verändernden Bezügen zur väterlich-symbolischen Ordnung und der „... mindestens im Denken ins Wanken geratene[n] Beziehung des Subjekts zur Verfasstheit der symbolischen Ordnung ..., [die] wie gesehen, weder einfach als eine *Befreiung*, noch als ein *Untergang* o.ä. zu begreifen [ist]“ (281; Hervorh. i.O.), so lässt sich auch die gesamte Arbeit Härtels als Beispiel einer Dissertationsschrift, die nicht der ‚klassischen‘ symbolischen Ordnung einer Dissertationsschrift folgt, verstehen und damit wie ihr Analysegegenstand einordnen in „... ein Spektrum der Auslegung, in dem einerseits imaginär-narzisstische Dimensionen ‚väterlicher‘ Autorität und andererseits andersartige Umgangsmöglichkeiten mit der Inkonsistenz des Anderen hervortreten scheinen“ (281).

Beide hier von mir rezensierten Arbeiten haben ihre Berechtigung: Beide widmen sich spannenden und aktuellen Themen, die sie mit neuen Fragestellungen versehen und aus innovativen Blickwinkeln betrachten; beide Texte sind klar und überlegt strukturiert und arbeiten mit aktuellen Methoden und Theorien; und beide enden ihrer theoretischen Einbettung entsprechend offen, indem sie ihre ‚Ergebnisse‘ als kontextgebunden und kontingent formulieren und als Beitrag zum Anstoß weiterer Debatten verstehen. Dass mir die eine näher geht als die andere, liegt ausschließlich an mir – wer, wie oder was dieses Ich auch immer sei – und meiner Vorliebe für anstößige, heraus- und auffor-

dernde Formulierungen und Überlegungen: meiner Lust nicht am Be-, sondern am Umschreiben vielleicht.

Tina-Karen Pusse

Abgebrochene Chromosomzacken, demontierte Kalauer

Barbara Stauß (2009) *Schauriges Lachen. Komische Schreibweisen bei Christa Reinig, Irmtraud Morgner und Elfriede Jelinek*. Sulzbach/T.: Ulrike Helmer Verlag (348 S., 32,90 Euro).

Barbara Stauß untersucht in ihrer Dissertation die historischen und psychosozialen Bedingungen weiblicher Lachlust am Beispiel von Texten Christa Reinigs, Irmtraud Morgners und Elfriede Jelineks, die sie als politisch engagierte Autorinnen der 1970er und 1980er Jahre adressiert. Ausgehend von Max Frischs Diktum, dass Revolutionäre den Humor scheuten, dass demzufolge auch weiblicher Befreiungskampf und Lachen eine eher ungewöhnliche Allianz bildeten, legt Barbara Stauß eine Tour de Force durch linguistische, phänomenologische, psychoanalytische und anthropologische Lachtheorien vor. Ihr Interesse zielt dabei vor allem auf die Bestimmung des subversiven Potentials der Schreibverfahren der genannten Autorinnen. Es zeigt sich dabei, dass Max Frisch falsch liegen könnte: Sieht man einmal von revolutionären Eiferern vom Schlage eines Robespierre ab, galt das Lachen schon immer als probates Mittel, um gesellschaftlichen Umsturz einzuleiten – allerdings war das Lachen zugleich auch, jedenfalls das Lachen in moderaterer Dosierung, lustvolle kurzfristige Entladung zum Zwecke langfristiger Restauration. Ob das Lachen als anarchische Kraft das Subordinierte aktiviert und damit zum Umsturz taugt oder ob es aber der körperlichen und geistigen Entspannung dient, die in der Folge Restriktionen nur umso besser aushalten lässt, muss für einzelne Autorinnen und Komikerinnen unterschiedlich beantwortet werden.

Barbara Stauß kommt dabei das Verdienst zu, nachzuweisen, dass bissiger Spott, makabre Komik und lustvolles Gelächter sich nicht nur gegen patriarchale Mythen und Weiblichkeitsbilder richten, sondern dass sie auch autoaggressiv wirken und feministische Selbst- und Lebensentwürfe lächerlich machen. Vielleicht aber liegt das nicht bloß an weiblichem Selbsthass, wie Barbara Stauß anzunehmen scheint, sondern auch daran, dass das Lachen als nichtsemantisierende Kritik am Etablierten nur dort besonders wirksam ist, wo nichts auf das Lachen folgt, wo man ihm (noch) keine alternative Gesellschaftsform entgegensetzt. Ist das Verlachen repressiver Normen jedoch mit der Formulierung einer Utopie verbunden, so setzt sich diese automatisch wieder derselben Lächerlichkeit aus.

Wenn Stauß fragt, „[k]ann über weibliche Emanzipationsversuche überhaupt gelacht werden, ohne die Frauen lächerlich zu machen oder die Sache der Frauen zu verraten?“ (14), so kann man dies nach der Lektüre dieser Dissertationschrift nur mit einem sehr eingeschränkten *ja!* beantworten, auch wenn das

Lachen selbst als Thema bei ihren klugen Interpretationen von Christa Reinigs *Entmannung*, Irmtraud Morgners *Amanda* und Elfriede Jelineks *Krankheit oder moderne Frauen* immer mal wieder ein wenig zu sehr in den Hintergrund gedrängt wird. Die Folie, vor der diese Texte interpretiert werden, sind zunächst Diskurse von Sarkasmus und Groteske – *schauriges* Lachen ist nicht lediglich der Effekt einer Gleichzeitigkeit von Widersprüchlichem, vielmehr erscheint es als Effekt des Umschlags vom Komischen in sein tragisches Gegenteil, in die Nähe von Tod und Gewalt. Dabei zeigt sich in der Rezeption: Auch dies ist gut beobachtet, dass Frauen, die das Lachen in diesem Sinne evozieren, als besonders aggressiv und böse wahrgenommen werden. Im Hinblick auf Jelinek stellt sie fest, dass „aus der Literatur einer Frau, die ... gesellschaftlich Verdrängtes zu Tage fördert (...) flugs die Literatur der schrecklichen, bösen (...) Frau wird“ (31).

Glanzstück der Dissertation ist Stauß' Lektüre von Reinings *Entmannung* als Satire von Alfred Hitchcocks *Psycho*. Sehr einleuchtend führt sie vor, wie die Doppelartikulation der Verdrängung des weiblichen Todes und die gleichzeitige Verkörperung desselben, die Verwandlung des eigenen Körpers in den begehrten Fetisch in der Figur des Kyra zum Extrem getrieben wird. Er wird Säugling und Übermutter zugleich – ohne dass es jedoch, und hier liegt der entscheidende Unterschied zu Hitchcocks *Psycho*, noch eine natürliche Mutter gibt, die als Urgrund für den Wahn des Sohnes fungiert. Vielmehr imaginiert Kyra sich zugleich als absoluten Waisen. Säugling und Mutter sind Positionen, die es jeweils zu besetzen und zu verkörpern gilt – sie sind nicht an natürlich vorkommende Personen gebunden.

Stauß' Dissertationsschrift ist umfassend in der Ausformulierung aller Arten des Komischen und Lächerlichen, wie sie in den drei behandelten Texten vorkommen: Die irrwitzige Aufwertung von Marginalem (so bei Reinig der Streit um die Erfindung der Küchenschürze), der Jelinek'sche Kalauer, der Trivialmythen von Weiblichkeit ins Extrem führt und dort umkippen lässt, Jelineks kalkulierte Pointenverweigerung, die eine Attacke auf eine glatte Unterhaltungskomik darstellt, oder die Morgner'sche tragikomische Mythen- und Aufklärungskritik werden ebenso behandelt wie die Frage, warum es so wenige gute (d.h. anarchische, nicht patriarchale Register bedienende) Komikerinnen gibt. Häufig aber fehlt es der Arbeit an Moderationselementen, an Entwicklungsbögen, an längerfristig durchgehaltenen Textanalysen. Und so ist das einzig problematische Element der Arbeit, dass sie zuviel auf einmal will und dadurch oft ein wenig atemlos daherkommt. Die Kapitel und Unterkapitel sind ausgesprochen kurz – und Leselust will dadurch nicht recht aufkommen. Besonders stark ist hingegen das Schlusszitat, das auch ein gutes Motto der Monographie abgegeben hätte: Stauß zitiert Dagmar Reim, die erste Intendantin des öffentlich rechtlichen Rundfunks: „Kaum wartet man 2000 Jahre, schon tut sich was“ (326).

Anne Brüske

Hysterische Geistesmenschen. Geschlecht bei Thomas Bernhard dekonstruiert

Verena Ronge (2009) *Ist es ein Mann? Ist es eine Frau? Die (De)Konstruktion von Geschlechterbildern im Werk Thomas Bernhards*. Wien/ Köln/ Weimar: Böhlau (291 S., 36,90 Euro).

Verena Ronges Studie schließt eine klaffende Lücke in der Thomas-Bernhard-Forschung – jene der Perspektive der Geschlechterforschung. Ronges Studie – die erste deutschsprachige Monografie zu diesem Thema seit Anfang der 1980er Jahre – nimmt sich nicht der Männlichkeits- oder Weiblichkeitsbilder an, sondern deren Bezogenheit aufeinander und damit der Geschlechterdifferenz in Bernhards Prosa. Dabei vertritt Ronge entgegen der bisherigen Forschungsmeinung die These, dass die antagonistischen Geschlechterbilder vor dem Hintergrund „des poetologischen Konzeptes des Gegensatzes“ (13), dem dominanten Strukturprinzip der Texte Bernhards, gelesen werden müssen. Ronges dezentrierende feministische Lektüre der Romane Bernhards (u.a. *Auslöschung* (1986), *Holzfällen* (1984), *Korrektur* (1975), *Das Kalkwerk* (1970), *Frost* (1963)) hat folgendes Ziel: zu zeigen, dass die „bejahende Reproduktion von Geschlechterklischees“ sich auf inhaltlicher wie auf sprachlich-stilistischer Ebene als Fehlannahme entpuppt und dafür von deren „subversiven Zersetzung“ (Klappentext) zu sprechen ist. Dabei bedient sie sich in erster Linie der Konzepte Jacques Lacans, Luce Irigarays, Julia Kristevas und Judith Butlers.

Ronges Studie besticht durch ihren klaren Aufbau und ihre stringente Argumentation nach dem Modell von (Re-)Konstruktion und Dekonstruktion: Zunächst rekonstruiert sie auf inhaltlicher Ebene die Geschlechterverhältnisse in Bernhards Romanen anhand der anthropologischen Leitdifferenz von Geist und Körper. Dabei kann sie – unter Rückgriff auf Psychoanalyse und Soziologie – nachweisen, dass die traditionellen Zuschreibungen nach dem Modell ‚geistiger Mann vs. körperlicher Frau‘, die Bernhards männliche Figuren vornehmen, dazu dienen, in der „anti-idealen Frau“ (45 ff) ein negatives Spiegelbild des „idealen Mannes“ (23 ff) zu schaffen. In einem zweiten dekonstruierenden Schritt wird *ex negativo* darlegt, inwiefern das Bild der dumpfen, auf ihre Körperlichkeit reduzierten Frau und des als genialer Geistesmensch stilisierten Mannes auf inhaltlicher wie auf ideeller Ebene (ebenso wie durch die Erzählperspektive) konterkariert werden. Während sich aus dem Diskurs der männlichen Figuren die „ideale Frau“ (74 ff) als Geisteswesen rekonstruieren lässt, so erscheinen die durchweg von körperlichem Verfall und intellektuellem Misserfolg gezeichneten männlichen Figuren als lächerliche „anti-ideale Männer“ (75 ff), die unter dem Verlust des (Geistes-)Phallus leiden.

Spannender noch ist die sprachlich-stilistische Analyse Ronges. Diese setzt sich damit auseinander, wie das Reden der männlichen und das Schweigen der weiblichen Figuren für die sprachliche (De-)Konstruktion von Geschlechtsidentitäten funktionalisiert wird (129 ff): Erst der monologisierende Redeschwall

der Männer, so argumentiert Ronge mit Butlers Konzept der Performativität, konstruiert diese als geniale Geistesmenschen, während sich die Sprachlosigkeit der Frauen mit Irigarays Lacan-Kritik als Konsequenz der totalen Verdrängung der weiblichen Sprache interpretieren lässt. Bernhards Prosatexte indes, so Ronge, *setzen* Geschlechtsidentitäten nicht nur mithilfe von Sprache, sondern *stellen* deren Konstruktivität zudem durch Sprache *aus* – etwa mittels der exzessiv gebrauchten Stilfigur der Wiederholung. Dass die endlosen Monologe der Protagonisten Bernhards kaum zu mehr als der Selbststilisierung des Mannes und der Musikalisierung der Texte dienen, während sich das Schweigen der weiblichen Figuren als handlungswirksam erweist, gehört zu den wichtigsten und originellsten Einsichten der Studie. Mit Kristevas Unterscheidung zwischen der weiblich konnotierten semiotischen und der männlich konnotierten symbolischen Ebene von Sprache gelingt es Ronge, „den Durchbruch (...) des Semiotischen, kurz: des Weiblichen“ (247), das heißt den Einzug des Körperlichen in die Sprache der männlichen Geistesmenschen, nachzuweisen und Bernhards Körper-Text-Konzeption im Spannungsfeld des Semiotischen und Symbolischen zu rekonstruieren.

Ronges Studie argumentiert vor allem mit Subjekt- und Geschlechtertheorien psychoanalytischer und sprachtheoretischer Provenienz. So erstaunt es nicht, dass sie in einem abschließenden Kapitel zur „Komödie der Geschlechter(differenz)“ (247) die körperliche und seelische Symptomatik der männlichen Protagonisten Bernhards als Hysterie identifiziert. Jenes Nervenleiden galt bekanntlich traditionell als ‚Frauenkrankheit‘. Nun leiden Bernhards Protagonisten freilich nicht an ihrer Nicht-Identität mit dem Männlichen, welche die Psychoanalyse Freudscher Prägung als Krankheitsursache setzte. Im Gegenteil kranken sie daran, eine homogene männliche Identität als immer schon gegeben inszenieren und somit die Maskerade der Männlichkeit aufrechterhalten zu müssen.

Ronges Rechnung geht auf: Mithilfe ihrer dezentrierten Lektüre kann sie glaubhaft nachweisen, dass in Bernhards Prosa neben dem offenkundigen Geschlechterdualismus ‚männlicher Geistesmensch vs. weiblicher Körpermensch‘ auch dessen Gegenteil ‚männlicher Körpermensch vs. weiblicher Geistesmensch‘ gilt. Insofern folgert sie überzeugend, dass den Romanen Bernhards keine grundsätzlich traditionalistische dualistische Haltung in Bezug auf die Kategorie Geschlecht attestiert werden kann, sondern, wie auch in vielen anderen Punkten, gerade die Uneindeutigkeit der Geschlechterimagines Programm ist. Ronge leistet mit dieser Analyse nicht nur einen wichtigen Beitrag zur geschlechterwissenschaftlichen Perspektive auf Thomas Bernhard. Ihr Verdienst besteht auch darin, psychoanalytische und sprachtheoretische Geschlechtertheorien zumeist Lacanscher Prägung für die Analyse des spröden Textmaterials fruchtbar zu machen. Eine knappe Systematisierung der stark aufeinander bezogenen feministischen und psychoanalytischen Ansätze (für in Sachen Lacan und Geschlechterforschung weniger belesene Literaturwissenschaftler) wäre sicherlich ein Plus gewesen. Doch auch ohne dieses I-Tüpfelchen ist die Lektüre von *Ist es ein Mann? Ist es eine Frau?* überaus empfehlenswert.

Rezensionen zum Thema
,Männer‘

Ruth Brand-Schock

Zwischen geschlechterpolitischer Retourkutsche und aktiver männlicher Subjektwerdung: Der steinige Weg zu einer echten Männeremanzipation

Paul-Hermann Gruner/ Eckhard Kuhla (2009) Hg. Befreiungsbewegung für Männer. Auf dem Weg zur Geschlechterdemokratie – Essays und Analysen. Gießen: Psychosozial-Verlag (431 S., 29,90 Euro).

„Was kommt eigentlich nach dem Feminismus?“, so fragen die Herausgeber einleitend zu Beginn ihres Sammelbandes. Das Foto auf dem Einband – eine Reihe von Reststofftonnen, getrennt nach „Dosen“, „Altpapier“, „Altmetall“, „Altglas“ und im Vordergrund „Männer“ – lässt einen polemischen Frontalangriff auf die Gleichberechtigung der Geschlechter erwarten. Der findet in Teilen auch statt, die Textsammlung enthält jedoch eine Reihe von Beiträgen, die im polternden Getöse verschütt zu gehen drohen.

Paul-Hermann Gruner, bildender Künstler und freier Journalist, stellt einleitend die These auf, dass sich „der Feminismus“ zu Tode gesiegt habe – wobei er der LeserIn vermutlich aus Unwissen schuldig bleibt, welche der zahlreichen feministischen Strömungen er meint. Die Diskriminierung „der“ Frau – auch hier wählt der Autor tatsächlich den Singular – existiere nur noch in den Geschichtsbüchern, werde aber dennoch durch das „organisatorisch durchgegliederte Netzwerk des Gender Mainstreaming“ (10) als Mythos am Leben gehalten, so dass auch Männer mittlerweile an den Schaltstellen der Gesellschaft wie Verwaltungen und Parlamenten stets damit beschäftigt seien, Frauen durch Gleichstellungspolitik Vorteile gegenüber Männern zu verschaffen, während diese bestehende Defizite für das eigene Geschlecht gar nicht mehr erkennen könnten. Durch manipulativ gewählte Ausschnitte des Blickwinkels würden Gehaltsabstände, geringere Berufschancen und andere gesellschaftliche Nachteile für „weiblich“ erklärt und führten dadurch zu einer stetigen Diffamierung männlicher Biografien als per se unterdrückerisch gegenüber Frauen. Dem stellt Gruner die Forderung einer Männerbewegung entgegen, die Mannsein mit einer Pluralität positiv konnotierter Lebensmöglichkeiten verbindet. Dabei könne es darum gehen, Rollenbilder aktiv in Frage zu stellen, um so u.a. zu einer intensiver gelebten Vaterschaft zu kommen. Ebenso könnten dabei Strömungen Eingang finden, die von Scheidungs- und Unterhaltsrecht benachteiligten Vätern zu mehr Gleichstellung verhelfen. Gruner fordert also eine Männeremanzipation, die lebhaften Fortschritt für Männer und Frauen erzeugt.

Leider muss sich die LeserIn dann aber zunächst durch eine Reihe von Texten durcharbeiten, die genau diesen Fortschritt einer Pluralität der Möglichkeiten für beide Geschlechter nicht anstreben, sondern sich der Diffamierung „des“ Feminismus widmen, wobei mit „dem“ Feminismus meist gleichheitsfe-

ministische Ansätze gemeint sind, die von einer als natürlich begriffenen Differenzfeministischen Warte aus für Ehescheidungen, psychisch kranke Kinder und niedrige Geburtenraten schuldig befunden werden.

So ignoriert Gerhard Ahmendt souverän gut zwanzig Jahre Genderforschung und lässt uns wissen, dass die Idealisierung von Müttern durch den Nationalsozialismus und ihre Fortsetzung durch den feministischen Mainstream Frauen gehindert habe, ein kritisches Gefühl zum Sohnesverhalten zu äußern. Mittlerweile sei „der“ Feminismus versiegt, bilde jedoch „weiterhin die treibende Kraft, die Frauen in einem Zustand politisch anerkannter Passivität zu halten“ (53). Karin Jäckel geißelt im Anschluss alleinerziehende Mütter und den feministischen Geschlechterkrieg als für die Zerstörung des natürlichen Gleichgewichts des Lebens verantwortlich (89). Unter Zuhilfenahme eines Zitats von Friedrich Engels bekommt sogar jede öffentliche Kinderbetreuung und weibliche Berufstätigkeit ihr Fett weg. Drei weitere Beiträge befassen sich mit Gender Mainstreaming – wobei die Autoren aus ihrem Unwissen qua Desinteresse keinen Hehl machen –, versuchen sich darin, die Kategorie *Gender* ad absurdum zu führen und klagen über Männerhass.

Lesenswertere Beiträge liefert endlich der zweite Teil unter dem Titel „Macht & Ohnmacht oder: Angriffe auf den Herrschaftsraum der Klischees“. Hier stellt der Sozialforscher Klaus Hurrelmann in einem Interview – den suggestiv gestellten Fragen zum Trotz – eine lesenswerte Analyse des wachsenden Phänomens von schulischem und beruflichem Misserfolg bei Jungen vor: Er identifiziert den Verlust der Vorbildhaftigkeit der Elterngeneration für junge Männer als Problem und beklagt das Fehlen neuer Rollenmodelle. Eine noch zu bildende Männerbewegung müsse daher dafür eintreten, jüngere Männer für den Eintritt in pädagogische Berufe zu begeistern, aber auch die Forderung entwickeln, dass Männer ihr Berufsleben mit gesellschaftlicher Anerkennung so gestalten können, dass sie ihren Anteil am Familienleben wahrnehmen können.

Ein interessantes Themengebiet des Sammelbandes ist die Frage nach Gewalterfahrungen von Männern, verbunden mit der Frage nach der noch immer erheblich niedrigeren Lebenserwartung im Vergleich zur durchschnittlichen Lebenserwartung von Frauen. Der Demograph Marc Luy identifiziert durch seine „Klosterstudie“, in der er die statistische Lebenserwartung von Mönchen und Nonnen über Jahrzehnte vergleicht, ausschließlich soziale Faktoren als ursächlich für die geringere Lebenserwartung von Männern. Matthias Stiehler schlussfolgert aus diesem Ergebnis, dass die „Geschlechterdynamik“, mithin der Feminismus, zur Missachtung männlicher Gesundheitsfürsorge geführt habe, was sich auch in der Existenz von Gesundheitszentren für Frauen zeige, während es für Männer keine entsprechenden Institutionen gebe. Konstruktiver für die Diskussion ist da der Beitrag von Joachim Lenz, der die kulturelle Verdrängung der gegen Männer gerichteten Gewalt untersucht. Sein Beitrag hebt sich auch wohltuend vom polemischen Ton einer sich durch die Mehrheit der Texte ziehenden Annahme eines noch immer tobenden Geschlechterkampfes ab. Lenz identifiziert das Umfeld des Militärs – Kriege, aber auch Wehrdienst

– als besonders risikoreich für Gewalt gegen Männer. Weitere Aspekte seiner Untersuchung sind die kulturelle Verdrängung von Gewalt gegen Männer, die beispielsweise dazu führe, Beschneidungen bei Mädchen als schwere Körperverletzung anzuerkennen, nicht aber die Beschneidung von Jungen. Selbst bei Therapeuten oder in Gerichtsverhandlungen werde davon ausgegangen, dass Jungen sexuelle Gewalt weniger erfahren und weniger an den Traumata litten als Mädchen. Lenz plädiert im Ergebnis dafür, dass eine noch zu vollziehende männliche Subjektwerdung von der bereits bestehenden Frauenbewegung lernen könne und neben der Schaffung eines öffentlichen Bewusstseins für Gewalt gegen Männer auch ein kompetentes Hilffsystem für männliche Gewaltopfer einfördern müsse (305).

Im letzten Teil „Initiation, Initiative und Bewegung“ sind verschiedene Konzepte für eine Männerrechtsbewegung versammelt. Einen lebensweltlich-konkreten Ansatz vertritt Warren Farrell: Er plädiert z.B. für die Einführung von *Men's Studies* neben *Women's Studies* an Universitäten und eine rechtliche Gleichstellung von Vätern bei der Vergabe des Sorgerechts für Kinder im Falle einer Scheidung. Eine *Gender-Transition-Bewegung* soll den Geschlechtern bei der Überwindung rigider Rollenzuweisungen helfen. Der Schweizer Markus Theunert plädiert für eine Männerlobby sowie Männer-/Väterarbeit und -forschung, um Männer aus dem Korsett traditioneller Männlichkeit zu befreien. Der Autor gehört selbst dem Verein *männer.ch* an, der seit 2005 als Dachverband von 20 Schweizer Männer- und Väterorganisationen mit insgesamt rund 3.000 Mitgliedern besteht. Eine Männerbewegung müsse, so Theunert, zuerst ihre eigenen Vorstellungen eines attraktiven ausgewogenen Männerlebens formulieren und gesellschafts- und wirtschaftspolitische Konzepte entwickeln. Dazu müsse jedoch zunächst ein Bewusstsein für die männliche Sozialisation geschaffen werden, um dann auch zum Bewusstsein ihrer Veränderbarkeit zu kommen. *männer.ch* konzentriert sich dabei auf Themen wie Arbeit (Einführung und Etablierung von Teilzeitarbeit und Jobsharing-Modellen), Vaterschaft (z.B. Forderung nach einem Vaterschaftsurlaub) und Sexualität (z.B. Forderung nach voller rechtlicher Anerkennung männlicher Prostituierten). Martin Verlinden entwirft ein Konzept zur Entwicklung von Vaterrollen jenseits geschlechtlicher Stereotypen. Er plädiert für eine möglichst frühzeitig einsetzende Väterarbeit schon in der Jungenarbeit, um auf eine Entstereotypisierung von Vaterrollen hinzuarbeiten. Diesem Bestreben müssten auch Beauftragte für Väterfragen, z.B. in Ministerien und Gewerkschaften zu Seite gestellt werden, die diese Anliegen in die entscheidenden Institutionen tragen sollten. Im letzten Beitrag des Bandes fordert Herausgeber Kuhla schließlich noch eine kommunale Männerarbeit, um beispielsweise der einseitigen Förderung von Mädchen zu Ungunsten der Jungen in Kommunen auch eine spezifische Jungenarbeit entgegen zu setzen.

Der Band enthält insgesamt eine Reihe lesenswerter Beiträge insbesondere für LeserInnen, die sich für Konzepte einer künftigen Männerbewegung interessieren, die sich mit neuen Lebensentwürfen für Männer jenseits alter Gen-

derrollen auseinander setzt. Die Textsammlung zeigt aber auch sehr deutlich die Gefahr, dass die noch zu entwickelnde Männerbewegung sich lediglich für eine geschlechterpolitische Retourkutsche einsetzt und so Geschlechterrollen eher zementiert als zu ihrer Enttabuisierung beiträgt.

Annegret Erbes

Geschlecht und Gewalt: Erkenntnisse und Empfehlungen

GiG-Net (2008) Hg. Gewalt im Geschlechterverhältnis. Erkenntnisse und Konsequenzen für Politik, Wissenschaft und soziale Praxis. Opladen/ Farmington Hills: Budrich (381 S., 28).

Dieses Buch ist gleich in doppelter Hinsicht eine Besonderheit: Einmal, weil es Ergebnisse neuer deutscher Forschung zu Gewalt im Geschlechterverhältnis und Folgerungen in beeindruckendem Umfang bündelt und darstellt und schon von daher ein *Muss* ist für alle, die sich mit der Thematik befassen. Der zweite Grund, der dieses Buch so außergewöhnlich macht, ist, dass die VerfasserInnen zwar ihre eigenen Forschungsergebnisse darstellen, diese jedoch nicht nach Einzelstudien oder AutorInnen gliedern, sondern thematisch bzw. nach einzelnen Dimensionen. Erst am Ende, sozusagen als Schlusspunkt, werden die einzelnen Mitglieder von GIG-Net vorgestellt. So entstehen themenbezogene Cluster, die allgemeine und spezielle Fragestellungen analysieren und sowohl auf quantitativen wie qualitativen Daten basieren.

GIG-Net ist ein Zusammenschluss von Forscherinnen und Forschern, die Abkürzung GIG-Net steht für „Forschungsnetz Gewalt im Geschlechterverhältnis“. Zusammengeführt hat die AutorInnen „das Bewusstsein, dass die einzelnen eigenen Untersuchungen immer nur Teilbereiche des Gesamten erfassen sowie ein weiter reichendes Erkenntnisinteresse“ (11).

Sieben voneinander unabhängige und auch vorher schon (hauptsächlich im Internet) publizierte Einzelstudien von Mitgliedern des GIG-Nets sowie eine beeindruckende Aufarbeitung des Forschungsstands entlang inhaltlicher Fragestellungen bilden die Grundlage für Erkenntnisse und Folgerungen für Politik, Wissenschaft und soziale Praxis. „Das Buch richtet sich an alle, die in Forschung und Praxis mit Gewalt im Geschlechterverhältnis zu tun haben, die berufliche Verantwortung dafür tragen bzw. die sich beteiligen an neuen gesellschaftlichen Strategien der Veränderung“ (13).

Im Folgenden können leider nicht alle Themenfelder ausführlich besprochen werden, was bedauerlich ist, denn alle sind interessant und wichtig.

Unter der Überschrift „Gewalt ist nicht geschlechtsneutral. Ausmaße, Formen und Kontexte“ wird im ersten Kapitel auf der Basis einer Diskussion verschiedener Definitionen von Gewalt sowie methodischer Hintergründe der Erfassung von Gewalt ein systematischer Überblick zum Thema gegeben und

ausdifferenziert. Zu den wichtigsten Ergebnissen gehört etwa, dass Männer zwar mehr Gewalt im öffentlichen Raum erleben, jedoch in engen sozialen Beziehungen etwa gleich häufig wie Frauen. Dass Gewalt gegen Frauen zum größten Teil von aktuellen oder früheren Beziehungspartnern verübt wird, jedoch auch Männer in Paarbeziehungen Gewalterfahrungen machen, dass sexuelle Gewalt zu 95 bis 99 % von Männern ausgeübt wird sowie dass männliche Kinder und Jugendliche häufiger von körperlicher Gewalt betroffen sind (45 f.).

Die psychosozialen, gesundheitlichen und sozioökonomischen Folgen von Gewalt im Geschlechterverhältnis sind Gegenstand des nächsten Kapitels. Zu den dargestellten sozioökonomischen Folgen von Gewalt gehören bspw. Auswirkungen von Gewalterfahrungen auf Lebensentwürfe und Arbeitssituation, Beziehungsstrukturen, Armut, Wohnungslosigkeit sowie die sozioökonomischen Kosten von Gewalt.

Die Rolle des Gesundheitssystems sowie Erwartungen der Betroffenen an die Unterstützung aus diesem Bereich bilden den nächsten thematischen Schwerpunkt. Zwar wird der Gesundheitsbereich zunehmend als zentral erkannt, jedoch wird auf die Gewaltproblematik im Gesundheitssystem bislang noch nicht umfassend abgezielt (109), es bestehen diesbezüglich insgesamt erhebliche Forschungslücken (111).

Der Perspektive der von Gewalt Betroffenen ist das nächste Cluster gewidmet: Hier geht es um Schwierigkeiten und Barrieren, Schutz und Unterstützung in Gewaltsituationen zu suchen, um die Inanspruchnahme psychosozialer Unterstützung sowie um (unterschiedliche) Lebensplanung und daraus resultierende Unterstützungsbedarfe der Betroffenen. Als Gründe für die Nicht-Inanspruchnahme von Angeboten werden bspw. negative Erfahrungen mit Hilfeangeboten, Scham- oder Schuldgefühle, Drohungen/Kontrolle betrachtet, auch die Gründe für die Nicht-Inanspruchnahme von Hilfsangeboten gewaltbetroffener Männer werden thematisiert. Nach wie vor wird Gewalt häufig tabuisiert, was den Zugang zu den Betroffenen schwer macht (140). Umso wichtiger ist es daher, die Hilfsangebote bedarfsgerecht und differenziert zu gestalten und weiter zu entwickeln. Hierzu gehören etwa der weitere Ausbau niedrigschwelliger Angebote, Fortbildung und interinstitutionelle Kooperationen aller Einrichtungen, die die Betroffenen aufsuchen sowie integrierte Angebote (180 f.).

Mit „Gewalt macht nicht gleich: Differenzierung von Gewaltbetroffenheit und Handlungsfähigkeit“ ist das nächste Kapitel überschrieben. Hier wird (nochmals) deutlich, dass es viele Formen von häuslicher Gewalt gibt, und dass viele unterschiedliche Frauen in unterschiedlichen Lebenslagen davon betroffen sind: „Frauen begegnen der erfahrenen Gewalt aufgrund ihrer subjektiven und objektiven Lebensbedingungen und den sich daraus ergebenden Handlungsressourcen und Reaktionsmöglichkeiten unterschiedlich und ihre Bewältigungsstrategien sind vielfältig“ (185). Im Folgenden werden u.a. Typologien häuslicher Gewalt und Reaktionsmuster aufgefächert und wird die von den Gewaltbetroffenen subjektiv empfundene Handlungsmächtigkeit differenziert dargestellt. Fazit ist u.a., dass soziale Unterschiede innerhalb der Gesellschaft weniger die Wahrscheinlichkeit häusliche Gewalt zu erfahren beeinflussen, son-

dern viel mehr auf den Bedarf an Unterstützung und die Handlungsfähigkeit der Frauen wirken (207).

Erfahrungen mit Täterprogrammen, auch bezogen auf Wirkungen und erforderlichen weiteren Forschungsbedarf, Forschungsergebnisse zu polizeilicher und justizieller Intervention bei häuslicher Gewalt sowie die Perspektive der von häuslicher Gewalt in Partnerschaften betroffenen Kinder bilden die nächsten Themenfelder. Danach wird unter dem Titel „Bündnisse gegen häusliche Gewalt – Kooperation als Erfolgsstrategie“ ein Überblick gegeben über Ergebnisse der Entwicklung von Kooperationen, Erfordernissen und Gelingensbedingungen.

Abgeschlossen wird der Band mit Konsequenzen, die aus den vorliegenden Ergebnissen für Praxis, Forschung und Politik abgeleitet werden. Insgesamt verweisen die Untersuchungsergebnisse auf die Notwendigkeit von „differenzierten, bedarfsgerechten Unterstützungsangeboten für unterschiedliche Betroffenenengruppen. Weder Gewaltverhältnisse noch die Deutungen der Betroffenen bzw. ihre Reaktionen auf Gewalt sind pauschal zu betrachten noch sind pauschale Lösungen aufgrund der unterschiedlichen Unterstützungsbedürfnisse angebracht“ (323). Bezogen auf die weitere erforderliche Forschung zu Gewalt im Geschlechterverhältnis wird gezeigt, dass es „differenzierter und differenzierender, gender-, kultur- und migrationssensibler Betrachtungen bedarf“ (332), die sich bspw. auf Entstehungsbedingungen von Gewalt, Schutz- und Risikofaktoren, Folgen von Gewalt sowie die Wirkung von Interventions- und Präventionsansätzen beziehen. Die hier von den im GiG-Net kooperierenden AutorInnen vorgestellten Ergebnisse legen weiterhin als Konsequenz für die Politik langfristig angelegte und koordinierte politische und gesellschaftliche Strategien auf unterschiedlichen Ebenen nahe (333). Hierzu gehören etwa die Verbesserung der Erfassung von Gewaltbetroffenheit und Differenzierung, der Ausbau des Unterstützungsangebots und die Bereitschaft zu Kooperation sowie Präventionsstrategien (334). Aufgezeigt wird weiterhin, dass und wie Gewalt als Querschnittsthema auch auf der politischen Ebene interdisziplinäres kooperatives Handeln und Kontinuität verlangt.

Vielen Dank für dieses Buch!

Rezensionen zum Thema
,Islam und arabische Welt‘

Britta Voß

Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht

Gabriele Dietze/ Claudia Brunner/ Edith Wenzel (2009) Hg. *Kritik des Okzidentalismus. Transdisziplinäre Beiträge zu (Neo-)Orientalismus und Geschlecht*. Bielefeld: transcript (318 S., 29,80 Euro).

Der Blick des „Abend-“ auf das „Morgenland“ hat in den letzten Jahren, spätestens aber seit „9/11“ an identitätsstiftender, polarisierender Schärfe zugenommen. Damit tritt der „Orient“ in seiner Funktion als unbedingt „Anderes“ zum „Okzident“, als Entwurf eines homogenen Werte- und Kultursystems, die Nachfolge der Rolle des ideologischen Widerparts und identitären Sparringpartners an, die bis 1989 der Sozialismus innehatte. Der (wechselseitige) Mechanismus der Inklusion und Exklusion, der Festlegung, wer „Wir“, wer die „Anderen“ sind, hat also, so die Grundannahme des vorliegenden Buches, das Bezugssystem gewechselt, nicht ohne aber weiterhin ein gleichfalls ahistorisierendes, essentialisierendes und kulturalisierendes Bildprogramm des Eigenen und Fremden hervorzubringen. Zu diesem etwa gehört mit regelmäßiger Zwangsläufigkeit die verschleierte Frau als paradigmatisch für die grundsätzliche Andersartigkeit (und im Folgeschluss: Inkompatibilität) des Orient.

Obwohl der Okzidentalismus in seinem Verständnis als globaler, gar „imperial“ aber auch nationaler Strategie des „Othering“ vielfältig durchleuchtet wurde, sei es in Migrationsstudien, Critical Whiteness Studies, postkolonialen Theorien oder religions- und kulturgeschichtlichen Ansätzen, ist der Gender-Aspekt bei der Frage nach okzidental Selbstvergewisserungsprozessen bislang kaum betrachtet worden. Dieser Forschungslücke widmet sich dieser lesenswerte Band, der aus der Jahreskonferenz 2007 des Graduiertenkollegs „Geschlecht als Wissenskategorie“ am Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien der Humboldt-Universität Berlin hervorging. Die Herausgeberinnen Gabriele Dietze, Claudia Brunner und Edith Wenzel knüpfen dabei an die wegweisenden Forschungsarbeiten von Edward Said zum Konzept des Orientalismus und Fernando Coronils dialektischer Weiterentwicklung zu einer Theorie des Okzidentalismus an, die Praktiken und Kodifizierungen kultureller Differenz eben nicht allein auf sozialer und kultureller Ebene verortet, sondern auch deren geohistorische und politische Dimensionen erfasst. Der titelgebende (Neo-)Orientalismus und sein Verhältnis zu den westlichen Konstituierungsprozessen von Identität (Okzidentalismen) werden hierbei in den 17 Beiträgen sowohl theoretisch als auch anhand konkreter Beispiele nachvollzogen und auf ihre strukturellen Bedingungen kritisch hinterfragt.

Eine einführende methodologische und epistemologische Betrachtung und konzeptionelle Klammer aller nachfolgenden Artikel bietet der hervorragende Beitrag „Okzidentalismuskritik. Möglichkeiten und Grenzen einer Forschungsperspektive“ der Mitherausgeberin Gabriele Dietze. Auf der Grundlage einer knappen begriffsgeschichtlichen Rahmung des Okzidentalismus als „stiller

Norm“, die Dietze zufolge ähnlich der männlich-dominanten Grammatik funktioniert, analysiert Dietze diesen als „Meta-Rassismus“: eine Form des elitären Rassismus, der vorgibt eine aufgeklärte Kritik an patriarchalen Gesellschaftsstrukturen zu sein. Dieser scheinbar vernunftbasierte Diskurs, der die eigenen (behaupteten) Emanzipationserfolge zur Norm erhebt, funktioniert auch Dank des von Dietze so genannten „okzidentalistischen Geschlechterpakts“ (33) Die Emanzipation der unterdrückten Muslima wird demnach gleichermaßen von okzidental Männern und Frauen als unabdingbare kulturelle Norm gesetzt. Einerseits bindet diese westliche Solidaritätsnote die Emanzipationsenergie der okzidentalen Frau, die die männliche, zunächst rein performative Anerkennung weiblicher Freiheit und Gleichheit mit dem Preis bezahlt, dass noch ausstehende eigene Gleichheitsdefizite verdeckt bleiben. Andererseits verstellt die exklusiv okzidentale Normierung dessen, was Emanzipation beinhaltet, den Blick für alternative Feminismen innerhalb des Orients, ja reifiziert, verstetigt en passant den vermeintlich unauflösbaren Widerspruch zwischen einem orientalischen und einem okzidentalen System.

Die Inszenierung einer abgeschlossenen weiblichen Aufklärung im Okzident, die plötzlich als Prüfstein kultureller Differenz figuriert, lässt sich nach Dietze nirgends so gut ablesen wie bei den Debatten um die Freiwilligkeit des Kopftuchs. Insbesondere vor dem Hintergrund der jüngsten Entwicklungen in Belgien oder Frankreich könnten die hier vorgestellten Überlegungen zu den drei Modi männlicher Herrschaft äußerst aufschlussreich für die reflexartigen Verurteilungen sein. Der nachfolgende Aufsatz von Fernando Coronil, „Unterwegs zu einer Kritik des Globalzentrismus. Mutmaßungen über das Wesen des Kapitalismus“ bietet einen noch weiter zu explorierenden Ansatz, Okzidentalismus in seiner wirtschaftlichen und globalen Dimension zu greifen.

Nach dieser theoretischen Hinführung gliedert sich der Band in drei Teile. In dem ersten, „Okzidentalistische Praktiken der Gegenwart“ überschriebenen, wird anhand von Beispielen insbesondere aus der deutschen Migrations- und Integrationspolitik und ihrer medialen Repräsentation aufgezeigt, wie sich geschlechterkritische Diskurse gleichfalls in dichotomisierende Okzident-Orient-Muster einschreiben, selbst dann, wenn alternative Sozialisations- und Kulturmodelle verfochten werden sollen. Besonders aufschlussreich ist hier der Aufsatz „Feministische Gegenstimmen? Aushandlungen westlich-abendländischer Identität in Auseinandersetzung mit ‚dem Islam‘“ von Daniela Marx. In ihrer Analyse der Imagination eines aufgeklärt-emanzipierten Westens, dem ein weiterhin patriarchal-repressiv verfasster Orient gegenübersteht, widmet sich Marx feministischen Islamdiskursen in Deutschland und den Niederlanden, wobei sie Mainstreammedien wie die Zeitschrift „Emma“ ebenso wie wissenschaftliche feministische Publikationen anführt. Der Befund, dass es selbst den VertreterInnen eines eurozentrismuskritischen bzw. innermuslimischen Feminismus nicht gelingt, die binäre Logik Orient-Okzident aufzubrechen, stimmt bedenklich, stellt er doch bislang den einzigen Versuch dar, Islam und Emanzipation zusammenzudenken.

Der zweite Teil des Sammelbandes wirft unter der Überschrift „Präsente Vergangenheit“ den Blick auf historische Okzidentalismen und Orientalismen.

Gegen die Annahme einer allein über Säkularisierung zu definierenden Modernität (von der dann muslimische Gesellschaften ausgeschlossen bleiben) wendet sich der Beitrag von Susanne Lanwerd, „Anachronistische Säkularisierungskonzepte und Neo-Orientalismus“. Bei ihrer kritischen Analyse der Persistenz eines behaupteten christlichen Erbes bei gleichzeitiger Entkirchlichung als Grundlage westlicher Selbstdarstellung greift sie auf kulturhistorische Theoreme des Zusammenhangs von Säkularisierung und Reduktion komplexer Religionssysteme zurück, um die damit herrschende Hierarchisierung des Verhältnisses christlichen Okzidents und muslimischen Orients zu problematisieren. Allerdings lassen die ansonsten konzisen Einordnungen die Berücksichtigung des Genderaspekts hierbei eher vermissen.

Im Anschluss legt Anette Dietrich in ihren Ausführungen „Koloniale Emanzipation. Die bürgerliche Frauenbewegung im Kontext kolonisierender und rassifizierender Praktiken“ die Anschlussfähigkeit emanzipierter Forderungen und Überzeugungen an rassistisch-imperiale Lösungen frei. Hier wird einerseits die beeindruckende Kontinuität in der Geschlechterdarstellung der (deutschen) Kolonialgeschichte herausgearbeitet, wie sie den ZuschauerInnen in Filmen wie „Die weiße Massai“ entgegentritt. Andererseits beleuchtet die Autorin die Querverbindungen zeitgenössischer Frauenrechtlerinnen und -verbände zur deutschen Kolonialpolitik des Kaiserreichs und ihrer zivilisatorischen Überlegenheitssemantik.

Ein letzter Teil schließlich setzt die Okzidentalismuskritik in Verbindung zu anderen Forschungsperspektiven und konstruiert „Theoretische Nachbarschaften“ zu Queer Studies, postkolonialen Theorien oder filmwissenschaftlichen Studien. So arbeitet Manuela Boatcă in ihrem Beitrag „Lange Wellen des Okzidentalismus. Ver-Fremden von Geschlecht, „Rasse“ und Ethnizität im modernen Weltsystem“ die Konjunkturen, Kontinuitäten und Kontingenzen sogenannter „mental maps“ (234) heraus, deren eines wesentliches Strukturprinzip eben das Verhältnis von Orient und Okzident ist. Der historischen Perspektive fügt sie einen äußerst erhellenden Abriss vergeschlechtlichter „globaler Designs“ (241) hinzu, etwa die Repräsentanz der symbolisch „jungfräulichen“ (241) Neuen Welt in der Ideologie der christlichen Mission des 16. und 17. Jahrhunderts.

Das Buch ist eine ausgesprochen bündige und in sich geschlossene Einführung in einen vermeintlich bereits allseits ausgeleuchteten Themenkomplex. Das in diesem Band entfaltete Prisma neuer und alter Okzidentalismen / Orientalismen sowie deren Verschränkung mit Geschlechterkonzeptionen offenbart die beeindruckenden Analysemöglichkeiten der hier vorgestellten „korrektiven Methodologie“ (45) der Okzidentalismuskritik. Mag das Anziehungs- und Abstoßungsverhältnis zwischen Orient und Okzident auch kein Novum in der wissenschaftlichen Beschäftigung sein, so zeichnet sich der Sammelband doch durch seine hohen Verdienste aus, die epistemologischen Potentiale der Genderkategorie für die Okzidentalismuskritik erstmals einem prägnanten Definitions- und Systematisierungsversuch zu unterziehen, sowie die formulierten Theoreme in ertragreiche Einzelstudien zu überführen.

Mona Hanafi El Siofi

So findet man die Regel eines Diskurses, oder: weshalb sollten muslimische Männer resistent gegen Kulturwandel sein?

Ursula Mihçiyazgan (2008) *Der Irrtum im Geschlecht. Eine Studie zu Subjektpositionen im westlichen und im muslimischen Diskurs*. Bielefeld: transcript Verlag, 290 S., 29, 80 Euro).

Im Vorwort von Mihçiyazgans *Der Irrtum im Geschlecht* erfährt man, dass es sich bei dieser Veröffentlichung vor allem um „einen Beitrag zur Weiterentwicklung der Diskursanalyse als eigenständiger Methode der qualitativen Sozialforschung“ (8) handelt. Gewissermaßen ist das eine Enttäuschung: Denn laut Untertitel ist man eigentlich auf *Eine Studie zu Subjektpositionen im westlichen und muslimischen Diskurs* eingestellt. Doch die empirischen Details zum Vergleich von Individuen westlicher und muslimischer Herkunft in ihrer „kulturelle(n) Differenz der Geschlechterdifferenz anhand von Darstellungen eines Irrtums im Geschlecht“ (8) sind ausschließlich in einem (kostenlosen) Online-Materialband verfügbar. Im Buch selbst werden gegen Ende nur die Ergebnisse der Studie zusammengefasst und ansonsten widmet es sich ausführlich den theoretischen und methodologischen Aspekten, die der Datenanalyse vorausgingen. Daher lohnt sich die Lektüre hauptsächlich für jene, die sich mit Problemstellungen der Kultur- und Geschlechterforschung befassen.

Als Teil des ersten Kapitels „Die Projektidee und ihre Vorgeschichte“ entwirft die Kultursoziologin zu heuristischen Zwecken ein Modell der unterschiedlichen Selbst- und Weltverhältnisse beider Gesellschaftsformen aus der Literatur. Im zweiten Kapitel „Die Prüfung der Grundannahmen“ beschäftigt sich Mihçiyazgan kritisch mit der Gefahr einer Essentialisierung durch ihre Bezugnahme auf die beiden Kategorien Geschlecht und Kultur. Zum einen lasse sich beim „gegenwärtigen Stand der Diskussionen in den Gender Studies“ nicht mehr voraussetzen, „dass es Frauen und Männer ‚gibt‘“ (66), zum anderen führe die Behauptung einer kulturellen Differenz zwangsläufig zu einer Hierarchisierung, so die Schlussfolgerungen ihrer Auseinandersetzung. Vor dem Hintergrund jener vehementen Erschütterung ihres Projektfundaments diskutiert die Autorin im dritten Kapitel „‚Konstruktion‘ und ‚Dekonstruktion‘“ die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der sehr heterogenen (de)konstruktivistischen Positionen. Dabei stellt sie fest, dass keiner der bestehenden Ansätze zweifelsfrei *ohne* ein Subjekt als Konstrukteur von Geschlechterdifferenzen bzw. Kulturunterschieden auskommt – abgesehen von Foucault und Butler: Und eben deshalb entscheidet sie sich zur Auswertung ihrer Daten für deren ‚diskurstheoretischen Ansatz‘.

Doch lassen sich in Foucaults und Butlers Schriften Anweisungen für eine konkrete Auswertungsmethodik finden? Denjenigen, die da skeptisch sind, führt Mihçiyazgan im vierten Kapitel „Diskurstheorie und Diskursanalyse“ überzeugend vor: „Jede Theorie enthält eine Modellannahme“ (193). Demnach

entwirft die Autorin aus Foucaultschen und Butlerschen Texten zunächst ein Zwei-Ebenen-Modell (vgl. 208): Auf der höheren Ebene befindet sich die Diskursregel, die das Subjekt im ‚Sprechen als‘ anleitet, etwa ‚als‘ Mann bzw. ‚als‘ Frau. Diese Regel erzeugt wie eine Lichtquelle einen Kreis auf der darunter liegenden Ebene, das ist der Diskurs. Laut Butler gibt es für Subjekte kein außerhalb des Diskurses, sie können nur innerhalb dessen denken und sprechen, daher ist der Kreis vom „Feld des Udenkbaren“ umgeben. Das Problem, dass Foucault und Butler zwar von einer „Pluralität der Diskurse“ sprechen, aber „nicht systematisch berücksichtigen“ (223), löst Mihçiyazgan – ganz im Sinne ihrer Forschungsfrage – in einem einfachen Schachzug: Sie verdoppelt ihr Modell! Nun ist die Darstellung zweier Diskurse mit den jeweiligen Regeln möglich, und sie können sich gegebenenfalls überlappen und Mischfelder bilden. Relevanz hat das, um „anzuzeigen, dass jeder Diskurs bestimmte Subjektpositionen bereithält, andere ausschließt“ (273), und zwar „bevor das empirische Subjekt überhaupt spricht“ (ebd.). So weit, so gut.

Mihçiyazgans zweite Behauptung, dass in jedem Modell auch der „Schlüssel für das Vorgehen bei der Analyse“ (193) liege, kann sie ebenso nachvollziehbar machen: Der Diskurs-Kreis ihres Modells (vgl. 208) besteht aus einem inneren Feld, das „Feld des Sagbaren“, und einem äußeren Feld, das „Feld des Unsagbaren“. Das „Feld des Sagbaren“ beschreibt die nach der Diskursregel korrekt gehenden, quasi gehorsamen Äußerungen des Subjekts, das „Feld des Unsagbaren“ seine unabsichtlich oder absichtlich fehlgehenden Äußerungen. Demnach sind die Textdaten auf korrekte und fehlgehende Aussagen hin zu untersuchen, und aus ihrer „Typologie der Wiederholungen“ (216) lässt sich schließlich die Diskursregel formulieren. Inwiefern etwas gesagt werden ‚darf‘ oder nicht, sprich, wo sich ein Subjekt innerhalb des Diskurses situiert, wird jedoch erst in der Interaktion mit anderen Subjekten, die darauf entsprechend reagieren, erkennbar. Deshalb kann Diskursanalyse nur als Meta-Analyse auf eine konstruktivistische Interaktionsanalyse nachfolgen, so die Autorin.

Im fünften Kapitel geht es für diejenigen, deren Neugier auf das Buch durch den Untertitel geweckt wurde, endlich zur Sache: Die Autorin gibt einen Einblick in die aus ihrer Datenanalyse gewonnen Regeln, „wie als ‚Frau‘ oder ‚Mann‘ im westlichen oder muslimischen Diskurs zu sprechen ist“ (237). Auf die Skizzierung der ermittelten westlichen Subjektregeln verzichte ich zugunsten meiner Kritik an den muslimischen:

Für muslimische Frauen stellt Mihçiyazgan eine Mischform ihrer Diskursregel fest. Wollen sie Anspruch als ein Subjekt Frau erhalten, gelte: „Stelle dar, dass du männlichen Objekten keine Chance gegeben hast, sich dir anzunähern“ (236) (d.i. die unveränderte muslimische Regel) bzw. wenn eine Annäherung an männliche Objekte stattgefunden hat, dann stelle dar, „dass du dich gleich wieder entfernt hast“ (ebd.) (d.i. die hinzugetretene Erweiterung). Die plausible Annahme der Autorin ist, jene Mischform habe sich durch gesellschaftliche Veränderungen ergeben. Allerdings müsste diese Erklärung eventuell noch um eine *schichtspezifische* Komponente erweitert werden: Historisch betrachtet hatten muslimische Frauen der Eliten in den entsprechenden Ländern deutlich weniger

Bewegungsfreiheit als die der Unterschichten, welche durch ihre unentbehrlichen Erwerbstätigkeiten zwangsläufig mit Männern in Berührung kamen. So könnte die gefundene Regel für letztere seit jeher gegolten haben. Hier fragt sich also, inwiefern soziale Kategorien, die mit ‚Geschlecht‘ interagieren, in einer solchen Diskursanalyse berücksichtigt werden sollten. Das zum einen.

Zum anderen stellt Mihciyazgan bei muslimischen Männern *keine* Mischform ihrer Subjektregel fest; sie laute: Versuche eine „(f)inale Annäherung an ein weibliches Objekt“ (238). Aber wie ist eine Resistenz muslimischer Männer gegen gesellschaftliche Veränderungen stichhaltig zu begründen, so dass eine Modifikation ihrer Regel auszunehmen sei? Erstens wurde von AutorInnen wie Laila Ahmed nachgewiesen, wie sehr sich gerade muslimische Männer der Eliten des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts darum bemühten, sich europäischen Maßstäben anzupassen. Und zweitens liest man aus der Literatur über rezente muslimische männliche bzw. schwule Identitäten (u.a. Bochow/Marbach) heraus, dass für das zugeschriebene physiologische Geschlecht zwar ein ‚Imperativ‘ bezüglich des sozialen Geschlechts ausgesprochen werde, jedoch *nicht* für das sexuelle Begehren des ‚Gegengeschlechts‘. Das hieße, ein muslimisches Subjekt Mann muss nicht notwendig ein Objekt Frau begehren. Vielmehr erscheint hier das sexuelle Begehren an die Favorisierung einer bestimmten sexuellen *Praxis* gebunden, nämlich: Penetrieren zu wollen bzw. sich Penetrieren zu lassen. Erst die Aktiv/Passiv-Binarität sei geschlechtlich codiert, ein ‚richtiger‘ Mann wolle penetrieren, ein Mann, der sich penetrieren lässt, gelte als verweiblicht. Es könnte demnach also eine ‚originäre‘ muslimische Diskursregel für männliche Subjekte *ohne* geschlechtliche Codierung des Zielobjekts geben, die da lauten möge: ‚Versuche eine Annäherung an Objekte, die man penetrieren kann‘. Damit wäre Mihciyazgans gefundene Regel bereits das Überlagerungsprodukt *zweier* Diskursregeln und läge irgendwo innerhalb der Schnittmenge der beiden Diskurse in ihrem Modell nach Foucault und Butler; um sie als Mischform kenntlich zu machen, könnte man sie in etwa so umformulieren: ‚Versuche eine finale Annäherung/Penetration *nur noch* an Objekte, die man als Frau definiert‘. Hier würde der Impakt sozialen Wandels auf die Subjektregel für muslimische Männer evident. Zur Überprüfung dessen müsste eine Forschung mit veränderter Fragestellung durchgeführt werden.

Meine Kritik ist nicht als Vorwurf, nur als Denkanstoß zu verstehen, zumal die Autorin „nicht behaupte(t), die endgültigen Formulierungen der Regeln gefunden zu haben“ (237). Nichtsdestotrotz sind ihre Ergebnisse interessant, und zwar hinsichtlich der asymmetrischen Struktur sowohl der muslimischen als auch der westlichen Regelpaare: Die jeweils weibliche Regel ‚reagiert‘ nur auf die männliche.

Die Nachrangigkeit des Terms ‚Frau‘ – also die Geschlechterhierarchie – ist in beiden Diskursen durch die Regeln abgesichert. Da die Regeln nur schwer zu verändern sind, folgt daraus auch: Die Aussicht, dass die Geschlechterhierarchie verändert oder aufgehoben werden könnte, ist skeptisch zu beurteilen. (256)

Wolle man daran zu rütteln versuchen, müsse ein weiblicher Subjektstatus „unabhängig von ‚männlichen‘ Zuschreibungen“ (258) beansprucht bzw. „vor allem die Regel für ‚Mann‘ geändert werden“ (267).

„Im „Fazit“ des Buches fasst die Autorin die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit noch einmal kurz zusammen und hofft, dass ihr Beitrag zur Diskursanalyse zur weiteren Präzisierung und Klärung offener Fragen anregt. Auf jeden Fall hat Mihciyazgan der Geschlechterforschung mit dieser Veröffentlichung einen Datenauswertungsansatz mit Potential vorgelegt.

Yvonne Weigelt-Schlesinger

Zwangsheirat – eine Herausforderung für Gesellschaften und ihre Institutionen

Yvonne Riaño/ Janine Dahinden (2010) *Zwangsheirat: Hintergründe, Massnahmen, lokale und transnationale Dynamiken*. Zürich: Seismo (164 S., 18,50 Euro).

Zwangsheirat ist eines der Themen, die vor dem Hintergrund globaler sozialer Transformationen, erhöhter Mobilität und einer verstärkten Transnationalisierung von sozialen Realitäten die Gesellschaften und ihre Institutionen immer wieder vor neue Herausforderungen stellen. So wird das Thema Zwangsheirat auf medialer und politischer Ebene kontrovers diskutiert. Immer wieder berichten die Medien über skandalöse Einzelfälle, die oft in Verbindung mit dem Begriff der ‚Scheinehe‘ gebracht werden, als kulturelle Praktik spezifischer MigrantInnengruppen thematisiert und als eine Folge gescheiterter Migrationspolitik kommuniziert werden. Dabei steht außer Zweifel, dass Zwangsheirat zum einen eng an verschiedene Formen von Gewalt gekoppelt ist und zum anderen Geschlechterungleichheiten produziert und reproduziert.

Vor diesem Hintergrund überrascht es, dass der gegenwärtige wissenschaftliche Kenntnisstand über dieses facettenreiche Phänomen keinesfalls als hinreichend zu bezeichnen ist.

Yvonne Riaño und Janine Dahinden nähern sich dem Thema aus einer sozialwissenschaftlichen Perspektive. Sie wollen die Forschungslücke schließen und gesicherte empirische Erkenntnisse zur Thematik generieren, um eine differenzierte Debatte zu ermöglichen und anschließend daran Empfehlungen für Präventions- und Interventionsmaßnahmen an die jeweiligen Beratungsstellen geben zu können. Zu diesem Zweck wurde die Studie von der *Fachstelle für Gleichstellung* der Stadt Zürich in Auftrag gegeben.

Auf 154 Textseiten, die in zwei Teile und acht Kapitel gegliedert sind, greifen die Autorinnen, die politische Aktualität des Themas Zwangsheirat auf und versuchen es theoretisch und empirisch genauer zu fassen. Dabei gelingt es ihnen sehr gut, die bisher wenig beleuchtete Sicht auf die Thematik an die Oberfläche zu bringen. Im ersten Teil der Publikation wird die empirische Vorgehensweise

erläutert. Basis der qualitativen Analyse, war eine Befragung von 35 Fachpersonen (ExpertInneninterviews) aus 29 unterschiedlichen Organisationen und Institutionen der Stadt Zürich. In einem zweiten Kapitel entwickeln Yvonne Riaño und Janine Dahinden ihren theoretischen Bezugsrahmen. In Anlehnung an Max Weber wird versucht, zu verstehen, weshalb es z. B. zu Zwangssituationen in Zusammenhang mit Heirat und Ehe kommt. Des Weiteren verpflichten sich die Autorinnen einem Ansatz, der Geschlecht als eine analytische und relationale Kategorie auffasst. Sie gehen davon aus, dass verwandtschaftliche Beziehungen und Heirat als geschlechtsspezifische Aushandlungsprozesse zu verstehen sind, die in enger Verbindung zu sozio-ökonomischen, kulturellen und politischen Kontexten stehen. Zudem wird in der weiteren Betrachtung eine transnationale Perspektive auf die Problematik der Zwangsverheiratung eingenommen, die den Fokus auf den Migrationskontext lenkt. Die theoretische Diskussion wird um eine weitere Facette bereichert, nämlich um einen Kulturbegriff, der als im Lebensprozess erworbene Dispositionen verstanden wird. Dabei kann die Habitus-Theorie von Pierre Bourdieu den sozialwissenschaftlichen Zugang zu Kultur illustrieren.

Der kritische und analytische Blick der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Zwangsheirat ist erfreulich und trägt zur Aufklärung der relevanten Sachverhalte bei. Mit Fragen am Ende der jeweiligen Unterpunkte werden unterschiedliche theoretische Zusammenhänge nochmals verdeutlicht.

Im folgenden dritten Kapitel gehen die Autorinnen allgemein auf zentrale Begrifflichkeiten und Konzepte der Zwangsverheiratung und auf rechtliche Grundlagen ein. Damit schaffen sie ein Fundament für die anschließende Diskussion des internationalen Forschungsstands zur Problematik. Den betrachteten Studien zufolge erscheine Zwangsheirat als ein Phänomen, das aus einem komplexen Faktorengewebe heraus entstünde. Die Untersuchungsergebnisse bestätigen dies. So sei Zwangsheirat ein Panoptikum unterschiedlicher Zwangssituationen im Zusammenhang mit Partnerschaft und Ehe, die zwei Komponenten erfasse: Erstens verstünde man, laut Autorinnen, Zwangsverheiratung als eine Ehe, die ohne den freien Willen eines oder beider HeiratspartnerInnen geschlossen wird. Und zweitens sei die Zwangsheirat eine Ehe, die gegen den Willen eines Ehepartners/ einer Ehepartnerin vollzogen oder von der Familie der Ehefrau oder des Ehemanns nicht akzeptiert wird. Zwar gebe es keine Erhebungen zu Zwangsheiratsfällen, dennoch sei eine Tendenz zu beobachten, dass besonders MigrantInnengruppen in der Schweiz betroffen seien.

Aus Schlüsselsätzen der Interviews werden die Aussagen und Themenfelder ausgewählt und gebündelt, die als Belege für die Beantwortung der Frage, wie Zwangssituationen entstehen und wie damit umgegangen wird, zum Einsatz kommen. Aussagekräftige Passagen und Zitate sind gut und passend ausgewählt. Die Studie zeigt deutlich, dass Zwangsheirat ein Ergebnis einer Eskalationsspirale ist, die in der Adoleszenz beginnt. Währenddessen kommt es zu einem Generationenkonflikt zwischen Eltern und Kindern aufgrund kontrastierender Sichtweisen über ‚gute‘ Ehegatten. Eltern haben in diesem Zusammenhang oft ‚rationale‘ Gründe, ihre Kinder in eine arrangierte Ehe zu drängen (z. B. Abwehr von Gefahr von ‚Fremden‘). Dennoch verschiebt sich dieses vorder-

gründige moralische Anliegen der Eltern zum Schutz ihrer Tochter oder ihres Sohnes hin zur hintergründigen Wahrnehmung des Ansehens und des Wohls der Familie. Die Autorinnen identifizieren drei unterschiedliche Strategien, wie die Betroffenen Männer und Frauen damit umgehen. Erstens versuchen sie dem familiären Druck der Familie zu entfliehen (z.B. durch Verheimlichung ihres ‚privaten Lebens‘). Zweitens fügen sie sich den Wünschen der Eltern, um einem Konflikt aus dem Weg zu gehen, und drittens suchen die Betroffenen offensiv Unterstützung bei familiären, sozialen und fachlichen Netzwerken. Während der Anwendung dieser Bewältigungsstrategien ist allerdings bei Männern – in den einzelnen beschriebenen Fällen – ein größerer Handlungsspielraum auszumachen als bei Frauen.

Die Ergebnisse der Studie von Yvonne Riaño und Janine Dahinden sind durchaus brisant. Insbesondere liefern sie Denkanstöße und Handlungsempfehlungen für die zuständigen Institutionen, die ihre bisherige Vorgehensweise und Politik überdenken müssen. Der kontrovers geführten Diskussion darüber, ob es eine neue Strafnorm zur Zwangsheirat geben soll, nehmen sie die Schärfe, indem sie aufgrund ihrer Ergebnisse auf Präventionsstrategien setzen und zur Konfliktprävention raten.

Sehr positiv herauszuheben ist die selbstkritische Betrachtung der eigenen Studie. Die Autorinnen räumen ein, dass ihre Untersuchung Grenzen hat, denn es wird ‚nur‘ die Sicht der Fachpersonen ins Blickfeld genommen und diese ist ja immer schon durch deren eigene Interpretationen eingefärbt. Somit konnten natürlich auch nur diejenigen Fälle von Betroffenen berücksichtigt werden, die sich an eine Institution/ Beratungsstelle gewandt haben.

So könnte zukünftig eine Ergänzung der befragten ExpertInnen durch z.B. die Befragung von Betroffenen und deren Familien zu weiterführenden Ergebnissen führen.

